1.20 DM / Band 51

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman



Das Schiff der toten Seelen

Professor Zamorra Nr. 51

von Susanne Wiemer

erschienen am 01.06.1976

Das Schiff der toten Seelen

Fackelschein erhellte den Himmel!

Rot loderten Flammen auf, fraßen Zelte und Banner, hüllten die nächtliche Wüste in Glut. Gestalten in schimmernden Rüstungen und weißen Mänteln versuchten, in fliegender Hast ihre Pferde zu erreichen. Kreuzritter waren es. Männer aus einer fernen Zeit und einer fremden Welt, jählings vom Schmettern der Hörner und dem Hagel der Brandpfeile aus dem Schlaf gerissen, über die Hügel flutete wie eine Woge das Heer des Kalifen Achman. Mit flatternden Mähnen flogen Araberpferde dahin, das grüne Banner des Propheten wehte. Schon stießen die ersten Gruppen aufeinander, schon klirrten Schwerter gegen blitzende Krummsäbel, und die Schreie Sterbender mischten sich in donnernden Hufschlag und gellende Schlachtrufe.

Mitten im Getümmel des Kampfes schwang ein Ritter sein Schwert, um dessen Hals ein Amulett hing.

Sein Name war Leonardo de Montagne.

Leonardo, der Schreckliche! Jener legendäre Vorfahre Zamorras, der den silbernen Talisman von diesem Kreuzzug mitgebracht hatte und der noch nicht ahnte, daß es ihm bestimmt war, die Macht des Amuletts zu mißbrauchen, über Geister und Dämonen zu herrschen und seine Seele dem Satan zu verschreiben.

Mit verzerrtem Gesicht kämpfte er sich voran. Der Schimmel bäumte sich unter ihm. Hageldicht prasselten Schwertstreiche gegen seinen kreuzgeschmückten Langschild, verbissen hieb er zurück – und irgendwann im Chaos der Schlacht hatte er plötzlich das Gefühl, als verschöben sich die Bilder vor seinen Augen.

Eine andere Zeit, ein anderer Ort…

Kampf – aber nicht dieser Kampf!

Für eine blitzhafte Sekunde kam Leonardo de Montagne ganz deutlich zu Bewußtsein, daß er nicht mehr er selbst war, sondern ein anderer. Er erschrak bis ins Mark – aber der immer von neuem anrollende Angriff des Kalifenheeres ließ ihm keine Zeit zum Grübeln…

Mondlicht lag wie ein silberner Schleier über den Ausläufern der Wüste.

Eine riesige Pyramide ragte in den Sternenhimmel, geisterhaft schimmernd, als sei sie nicht von dieser Welt. Und Professor Zamorra wußte, daß sie tatsächlich nicht von dieser Welt war. Hier an diesem Platz, irgendwo in Ägypten, befand sich ein Tor in eine andere Welt, befand sich einer jener seltenen magischen Punkte, an denen die Naturgesetze aufgehoben waren, an denen man in eine andere Dimension eintreten und durch die unermeßlichen Tiefen der Zeit reisen konnte, und Zamorra und seine Freunde glaubten, die geisterhafte Ausstrahlung des Ortes wie einen Windhauch zu spüren.

Hoch oben auf dem Plateau an der Spitze der Pyramide wartete eine Gestalt in einem weißen, wehenden Mantel.

Alban de Bayard war es: Geist eines Kreuzfahres, der zu seinen Lebzeiten gegen die Mächte der Finsternis gekämpft – und der Zamorra und seinen Freunden geholfen hatte bei dem Abenteuer, das hinter ihnen lag. Der Professor blickte sich nach Nicole Duval und Bill Fleming um. Sie waren dicht neben ihm, erklommen schweigend die Stufen der gespenstischen Pyramide. Beide waren blaß, waren wie gebannt von dem Bewußtsein, sich in einer anderen, längst vergangenen Zeit zu befinden – und Zamorras Gedanken tasteten noch einmal zurück zu den Ereignissen der letzten Tage.

Sie hatten einen Dämon bekämpft.

Den schrecklichen, mordgierigen Dämon, zu dem ein unheimlicher Fluch Leonardo de Montagne nach seinem Tod gemacht hatte.

Um ihn zu besiegen, waren sie ihm durch Jahrhunderte gefolgt, bis in die Zeit der Kreuzzüge, die Zeit, in der Leonardo lebte. Der Kalif

Achman hatte ihn verflucht, weil er den »Stern des Morgenlandes« aus seinen Schatzkammern raubte. Dem Fluch verdankte der Dämon seine Existenz – und um den Fluch zu löschen, mußten Zamorra und seine Freunde den kostbaren Brillanten seinem Besitzer zurückbringen.

Sie hatten es geschafft, aber selbst Zamorra war nahe daran gewesen, aufzugeben.

Sein Amulett versagte, denn in dieser längst versunkenen Zeit war Leonardo der rechtmäßige Träger des Talismans. Das magische Feuerschwert, das Alban de Bayard ihm geliehen hatte, vermochte nichts gegen den Dämon. Und erst als Alban, der tote Kreuzfahrer, den unseligen Geist in der Dimension der Finsternis herausforderte und Leonardo de Montagne ohne dämonische Hilfe blieb, war es Zamorra gelungen, seinem Gegner den gestohlenen Brillanten wieder zu entreißen.[1]

Jetzt wartete Alban de Bayard dort oben auf der Spitze der magischen Pyramide, um sie sicher zurückzugeleiten in die Gegenwart.

Der Dämon war besiegt.

In dem Moment, in dem der Fluch des Kalifen erlosch, hatte er in den Körper seines anderen Ich zurückkehren müssen, war er wieder zu einem Teil von Leonardo de Montagnes Seele geworden. Mit Leonardo würde er weiterleben, mit Leonardo würde er eines Tages eines natürlichen Todes sterben. Und mit Leonardos Geist würde er zur Hölle fahren, für immer verbannt ins Schattenreich des Satans, und nie mehr auf die Welt zurückkehren können, um Angst, und Schrecken zu verbreiten.

»Ich bin froh, daß es vorbei ist«, sagte Nicole leise. »Und ich habe nicht den geringsten Ehrgeiz, jemals in diese Zeit zurückzukehren. Himmel – wenn ich daran denke, wie knapp wir dem Tod entgangen sind…«

Zamorra legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm. Neben ihm grub Bill Fleming die Zähne in die Unterlippe. Für ihn, den Kulturhistoriker, war es faszinierend gewesen, all das, von dem man sonst nur lesen konnte, mit eigenen Augen zu sehen: Das Heerlager der Kreuzritter, die Pracht des Kalifenpalastes, den mörderischen Kampf zwischen Christen und Arabern. Aber vor allem war das Abenteuer gefährlich gewesen, es kam ihm immer noch wie ein böser Traum vor – und genau wie die anderen hatte er keinen anderen Wunsch, als so schnell wie möglich wieder in die vertraute Welt des zwanzigsten Jahrhunderts zurückzukehren.

»Hoffentlich geht alles gut«, brummte er. »Die Irrfahrt durchs Mittelalter hat mir gereicht. Wenn ich daran denke, daß wir jetzt auch noch durch diese sogenannte Dimension der Finsternis müssen…«

»Dimension der Finsternis und des Lichts«, verbesserte Zamorra

lächelnd. »Es gibt nicht nur böse Geister, nicht nur dunkle Mächte. Alban de Bayard zum Beispiel hat immer für das Gute gekämpft. Und selbst in seinem ewigen Schlaf in der Gruft der Adlerburg hütet er noch das Schwert des Feuers, das Symbol des Guten…«

Bill zuckte die Achseln. Ein skeptischer Seitenblick streifte die Waffe an Zamorras Hüfte. Aus einem Impuls heraus legte der Professor die Rechte an den Schwertgriff – und kaum daß er das kühle Metall berührte, ergriff ein Gefühl wie eine böse Ahnung von ihm Besitz.

Er preßte die Lippen zusammen.

Sein Blick hing an der hochaufgerichteten Gestalt in dem Kreuzfahrermantel, an dem Gesicht, das er im fahlen Zwielicht nicht erkannte. Alban trat zurück, verschwand für einen Moment aus dem Blickfeld der drei Menschen, die über die endlose Treppe der Pyramide aufwärts stiegen. Fast unmerklich zögerte Zamorra. Ganz deutlich erinnerte er sich daran, wie er hier neben Alban gleichsam aus einem Traum erwacht war, nach der langen Reise durch die Dimension der Geister und Dämonen wieder Gestalt angenommen hatte. War auch damals die Spitze der Pyramide in diese Aura aus gelbem, schwefligem Licht gehüllt gewesen? Hatte er die gleiche Drohung gespürt? Die gleiche Ausstrahlung des Unheimlichen? Seine Finger krampften sich um den Schwertgriff. Eben noch war er seiner Sache sicher gewesen, hatte sich bereits ganz auf die Rückkehr in die vertraute Welt konzentriert – und jetzt spürte er die Gefahr mit jeder Faser.

Die Spitze der Pyramide…

Silbrig schimmerte das Plateau, Albans Gestalt hob sich von einem schwarzen Himmel ab, an dem die Sterne wie Brillanten auf dunklem Samt funkelten. Der Kreuzfahrer wandte ihnen den Rücken, sein langer weißer Mantel flatterte im Wind. Zamorra blieb stehen, und undeutlich nahm er wahr, daß auch Bill und Nicole hinter ihm wie gebannt verharrten.

»Alban?« rief er gedämpft.

Und lauter: »Hörst du mich, Alban de Bayard?«

Der seltsame gelbliche Schimmer nahm zu.

Nicht mehr silbern, sondern in schwefligem Goldglanz schienen die Steine der Pyramide zu leuchten. Ein hoher, singender Ton hing plötzlich in der Luft, metallisch wie von straff gespannten Drähten.

Ganz langsam wandte der Mann in dem weißen Mantel sich um.

Zamorra sah sein Gesicht – und er hatte das Gefühl, als greife eine eiskalte Faust nach seinem Herzen.

Das war nicht mehr das edle, männliche Antlitz von Alban de Bayard.

Es war die verzerrte Fratze des Dämons…

***

Wie Donnerrollen verebbte der hundertfältige Hufschlag.

Die Nacht schien widerzuhallen, aus dem abklingenden Dröhnen stachen Schreie hervor, brach Waffengeklirr und schrilles, gepeinigtes Wiehern. Tief sanken die Hufe der Pferde in den trügerischen Sand; wie Gespenster keuchten und schwankten die Tiere hinaus in die Wüste. Ein Hagel von Pfeilen und Lanzen prasselte auf die Fliehenden herab, klirrten gegen Brünnen, Helme und auf den Rücken geworfene Schilde. Wild gellte ein Todesschrei. Mit dem Pferd stürzte die Gestalt in der schimmernden Rüstung in den Sand, geisterhaft fahl sank das weiße Banner zu Boden. Jäh wurden links und rechts die dahinjagenden Pferde hochgerissen, und ein Dutzend Kehlen nahmen den Schrei auf, formten ihn zum Namen und trugen ihn weiter bis zur Spitze des Zuges.

»Bertrant Dalarme…«

»Bertrant fiel!«

»Bertrant Dalarme gefallen…«

Mit einer wilden Bewegung riß Leonardo de Montagne sein Pferd herum. Sein Blick glitt über die Ebene, über Tote und Sterbende, herumirrende Männer, reiterlose Tiere und Pferde, die in Todesangst schrien, weil sie bis zum Widerrist in dem tückischen Flugsand eingesunken waren. Weit hinten auf den Hügeln glommen Hunderte von Fackeln wie eine unheimliche Perlenkette. Das Heer des Kalifen verhielt, verzichtete auf die Verfolgung. Mit verzweifeltem Zorn erkannte Leonardo, daß ihre Gegner sie in eine tödliche Falle getrieben hatten. Erneut wendete er das Pferd, jagte über eine der Sandwehen, und als er die Gestalt Gaspard Navarres erkannte, sprengte er an die Seite des Heerführes.

»Bertrant fiel«, berichtete er atemlos. »Die Nachhut wurde abgeschnitten und niedergemacht, und mit ihr Herzog Philippe. Achmans Heer blieb zurück. Niemand verfolgt uns…«

Der junge Navarre preßte die Lippen zusammen.

»Bertrant«, murmelte er. »Philippe…«

»Wir müssen uns sammeln! Die Wüste ist tückisch hier; wenn wir nicht aufpassen, frißt der Sand, was die Ungläubigen am Leben ließen. Laß halten, Gaspard! Laß mich versuchen, mit den Tourainern…«

Navarre hob den Kopf. »Träumst du, Leonardo? Wer lebt noch von Anjou und Touraine?« Für einen Moment wurde es still.

Leonardo de Montagne runzelte die Stirn, starrte sekundenlang ins Leere, als lausche er den eigenen Worten nach. Irgend etwas Fremdes war in seine Gedanken eingedrungen, hatte ihn von Dingen reden lassen, die es nicht gab. Die Touraine und Anjou – wann hatte er das gerufen? Nicht hier, nicht in diesem Kampf! Nie, dachte er. Was hatte Château Montagne mit Anjou und Touraine zu tun, was…

»Leonardo! Leonardo, hörst du nicht? Achman weicht, das Heer

steht. Aber der Boden trägt uns nicht, wir müssen helfen!«

Wie erwachend starrte Leonardo in das verzerrte Gesicht des Heerführers. Gaspard spornte das Pferd, jagte zurück über den Hügel, wo die Reste der Kreuzfahrer gegen einen tückischeren, unheimlicheren Feind kämpften als zuvor, und jetzt drangen Schreie und Lärm auch wieder an Leonardos Ohren. Er riß den Schimmel herum. Verzweifelt versuchte er, die Erinnerung an jenen unheimlichen Moment der Verwirrung abzuschütteln, jagte ebenfalls in die Ebene hinaus und parierte neben dem ersten Tier durch, das in blinder Panik gegen den Flugsand kämpfte.

Brünnenringe klirrten, als der Reiter absprang.

Bis zu den Beinschienen sank er ein, stieß einen unterdrückten Schrei aus und griff nach dem Lanzenschaft, den Leonardo ihm entgegenstieß. Minuten später war das Pferd frei, wurde über die Sandwehe auf sicheren Grund getrieben. Leonardo wandte sich um, zu Fuß jetzt, weil er begriffen hatte, daß er sich so sicherer bewegen konnte, und ein halbes Dutzend Männer folgten ihm, um sich mit dem Mut der Verzweiflung der Katastrophe entgegenzustemmen.

Zeit kam und verging.

Kalt und fern funkelten die Sterne über einem Chaos aus Blut, Tod und Verzweiflung, der Wüstenwind verwehte Schreie und Stöhnen.

Über den Hügeln hatte sich das Heer der Kalifen zurückgezogen, hatte die endgültige Vernichtung des Feindes den tückischen Naturgewalten überlassen. Ein lautloser Kampf tobte – ein Kampf des Willens, ein Kampf voll zäher Verbissenheit.

Taumelnd bewegten sich die Männer auf dem unsicheren Grund.

Seile wurden geworfen, Ketten gebildet, Lanzen in den Boden gerammt, um sichere Wege im Sand zu markieren. Ganz langsam formierte sich das Chaos, ganz langsam verebbte die blinde Panik und sammelte sich zu gezielter Anstrengung. Leonardo stolperte an der Seite Gaspard Navarres, die Erschöpfung schien sein Gehirn zu lähmen und auszuleeren. Irgendwann kappte er mit dem Schwert das Seil, das das letzte der versinkenden Pferde nicht mehr hatte retten können, watete zurück durch die Sandwehe und sank gegen einen Wall aus abgelegten Schilden. Er merkte nicht, daß ihm das Schwert aus der Hand glitt. Keuchend pumpte er Luft unter seine brennenden Rippen, starrte über die dunkle Ebene, die jetzt einem toten Trümmerfeld glich, und wandte den Kopf, als er Bewegung neben sich spürte.

Alphart lächelte ihm zu, sein Freund und Kampfgefährte. Ein bleiches, verzerrtes Lächeln.

»Dein Schwert, Leonardo«, murmelte er – und der Mann mit dem Amulett erstarrte in einem winzigen, blitzhaften Moment der Erkenntnis.

Dies war nicht sein Schwert!

Und es war auch nicht sein Name.

Er war nicht Leonardo de Montagne, er war…

Der Gedanke entglitt ihm wie eine Flamme, die nur für den Bruchteil einer Sekunde aufzuckt und wieder erlischt. Er schüttelte den Kopf, schob seine Waffe zurück in die Scheide und versuchte zu lächeln, als er den forschenden Blick seines Freundes bemerkte. Mit einem Ruck stand er auf und ließ den Blick über die Gruppen der anderen gleiten.

»Wir müssen durch die Wüste«, sagte er leise. »Unsere einzige Chance ist es, das Meer zu erreichen und ein Schiff zu finden. Wenn wir es nicht schaffen, werden wir alle umkommen…«

Alphart nickte nur.

Langsam gingen sie zur anderen Seite der Senke hinüber – dorthin, wo Gaspard Navarre mit grauem Gesicht seine Befehle gab. Ein paar Dutzend nur waren entkommen – Gestalten in blutigen, staubbedeckten Rüstungen, mit zerhauenen Schilden und geborstenen Speeren. Verängstigt drängten sich die Pferde aneinander, beschädigt und zum Teil verkohlt waren die wenigen Wagen, deren Ladung man aus dem Hexenkessel hatte retten können. Aber allmählich wich die Panik, schien Gaspards heisere Stimme die Flamme der Entschlossenheit von neuem anzufachen, und es dauerte nur noch Minuten, bis sich der geschlagene, hoffnungslose Rest des stolzen Kreuzfahrerheeres wieder formiert hatte.

Es war ein trauriger Zug, der sich langsam und schleppend in Richtung auf das Meer zu bewegen begann.

Ein Zug der Verlorenen…

Nur die Sterne wußten, ob sie dieser tödlichen Falle entkommen, ob sie je ihre Heimat wiedersehen würden. Doch die Sterne schwiegen…

***

Zamorra stand wie gelähmt.

Sein Herz hämmerte, etwas schien sich von innen her in seine Magenwände zu krallen. Hart krampfte sich seine Rechte um den Schwertgriff – und in der gleichen Sekunde brach der Dämon in ein wildes, teuflisches Gelächter aus.

Mit einem jähen Ruck warf er den weißen Kreuzfahrermantel von den Schultern, schüttelte das Haar, das fast unmerklich seine Farbe verloren hatte und stumpf und grau wirkte wie Felsgestein. Gelbe Lichter tanzten in den zu Schlitzen verengten Augen, die Lippen verzerrten sich. Das waren nicht Albans Züge, aber es war auch nicht das Gesicht Leonardo de Montagnes, nicht das Gesicht des jungen Kreuzfahrers, dem Zamorra in dieser längst versunkenen Zeit begegnet war. Ein Zerrbild grinste die drei schreckensstarren Menschen an. Leonardos Dämon, sein anderes, düsteres Ich, die Verkörperung des Bösen in ihm – die Nachtseite seiner Seele. Immer noch gellte das

wahnwitzige Höllengelächter, wurde zum teuflischen Kichern, versiegte – und die Stimme des bösen Geistes dröhnte über das Steinplateau wie fernes Donnerrollen.

»Ihr Narren!« schrie er. »Ihr elenden Erdenwürmer, die ihr mich besiegen wolltet! Habt ihr euch eingebildet, stärker zu sein als ich? Habt ihr wirklich geglaubt, es würde euch gelingen, mich in Leonardos Körper zurückzuverbannen? Frei bin ich nach wie vor! Frei, frei…«

Triumphierend warf er bei den letzten Worten den Kopf in den Nacken. Seine Augen funkelten, schienen zu sprühen. Mit jeder Faser spürte Zamorra die dämonische Ausstrahlung, den Hauch des Bösen, und er fragte sich verzweifelt, wie das möglich war nach allem, was sie getan hatten.

Alban, dachte er.

Alban de Bayard hatte den Dämon in seiner Dimension zum Kampf herausgefordert um zu verhindern, daß er Leonardo beistehen konnte. Aber der Dämon hätte sterben müssen in der Sekunde, in der Zamorra den »Stern des Morgenlandes« dem Kalifen zurückgab. Wie war es möglich, daß Alban den Kampf verloren hatte? Wie…

»In die Hölle wolltet ihr mich schicken!« stieß der Dämon mit einer Stimme hervor, die dem haßerfüllten Zischen einer Schlange glich. »In Leonardos Körper sollte ich sterben, mit Leonardos Seele sollte ich der ewigen Verdammnis im Schattenreich des Satans anheimfallen. Narren seid ihr! Und ein Narr war Alban, als er mir ohne das Schwert des Feuers gegenübertrat, weil er glaubte, mein Sieg über ihn werde nur von kurzer Dauer sein. Für immer ist er besiegt! Alban de Bayard habe ich statt meiner in den Körper Leonardos verbannt. Alban de Bayard wird an meiner Stelle den Weg der Verdammnis gehen. Und ich bin frei, für immer frei…«

Zamorra hatte das Gefühl, als würge eine unsichtbare Faust an seiner Kehle.

Schlagartig begriff er. Begriff, daß der Dämon immer noch nicht besiegt war, daß dem Geist Alban de Bayards ein furchtbares Schicksal drohte – und begriff auch die Gefahr für Nicole Duval, Bill Fleming und sich selbst. Sie konnten die Reise durch die Zeit nicht ohne Alban de Bayard antreten. Nie würden sie ohne seine Hilfe den Weg finden. Die Pforte zwischen den Dimensionen würde ihnen verschlossen bleiben, sie waren Gefangene einer fremden Zeit und hoffnungslos abgeschnitten von ihrer Welt und ihrem Leben.

Die triumphierend verzerrte Fratze des Dämons verriet, daß er es wußte, daß es genau dieses Schicksal war, das er seinen Feinden zudachte – und selbst Zamorra spürte in diesen Sekunden die Angst gleich einer heißen Woge in seinem Innern.

Er packte das Schwert fester.

Das Schwert des Feuers – Symbol des Guten und oft schon siegreich im Kampf gegen die Mächte der Finsternis.

Mit einem Ruck zog er die Waffe aus der Scheide. Seine Lippen preßten sich zusammen, verbissen kämpfte er gegen den unheimlichen, lähmenden Bann, den er spürte und vor dem ihn das Amulett nicht mehr zu schützen vermochte. Das giftige messingfarbene Licht schmerzte in seinen Augen, jede Bewegung schien zur Anstrengung zu werden. Quer über das Plateau ging er auf seinen Gegner zu, das magische Schwert in der Rechten – aber der Dämon lachte nur hohl, während er zurückwich.

»Armseliger Narr!« schrie er. »Längst hätte ich dich töten können, aber meine Rache wird schlimmer sein als der Tod. Gefangen wirst du sein in der Tiefe der Zeit! Nie wirst du den Rückweg finden. Nichts vermagst du gegen mich, und nichts vermag Albans Schwert. Weichen werde ich vor dir in die Dimension der Finsternis, und du wirst mir nicht folgen können…«

Bei den letzten Worten verblaßte seine Gestalt.

Schauerlich gellte sein Gelächter, er breitete die Arme aus, trat noch weiter zurück – und seine Füße lösten sich von dem Steinplateau der Pyramide. Der unheimliche Messingglanz schien sich nur noch auf seine Gestalt zu konzentrieren, schien das körperlose Bild sekundenlang wie eine Aura zu umgeben und dann aufgesogen zu werden. Die Züge des Dämons verblaßten in einer leuchtenden Wolke, von Sekunde zu Sekunde verschwamm der Messingglanz, floß auseinander, wurde eins mit dem silbernen Mondlicht – und die Gestalt des Dämons verging als habe es sie nie gegeben.

Aber der Nachhall des Höllengelächters zitterte immer noch in der Luft.

Und Zamorra wußte mit verzweifelter Klarheit, daß die dämonische, übermenschliche Kraft des bösen Geistes ungebrochen war…

***

In einer anderen Welt und einer anderen Zeit fuhr ein kleiner Wagenkonvoi über die Zugbrücke von Château Montagne und rollte auf dem gepflasterten Innenhof aus.

Pierre Malice, Chef des Kommissariats im nahen Dorf, hatte seine Stirn in sorgenvolle Falten gelegt, als er den Wagenschlag aufstieß.

Malice kannte das Schloß und seinen Besitzer schon länger, und jedesmal, wenn hier irgend etwas geschehen war, das seine Anwesenheit erforderlich machte, hatte es sich um höchst rätselhafte, unheimliche Vorgänge gehandelt. Diesmal war ein Anruf des Butlers daran schuld, daß der Kommissar seine gesamte Streitmacht mobilisiert hatte. Raffael Bois, ansonsten die Ruhe selbst, befand sich offenbar in heller Aufregung. Und als er jetzt aus der Tür der

ehemaligen Kemenate trat, wirkten seine Züge verkrampft und fahl und seine Bewegungen überhastet.

»Gut, daß Sie hier sind, Commissaire!« Die sonst stets höflichkühle Stimme vibrierte leicht. »Ich weiß mir allmählich keinen Rat mehr. Unheimliche Dinge geschehen! Nicht genug damit, daß Mademoiselle Duval und Monsieur Fleming spurlos verschwanden und daß auch der Professor nicht zurückkehrte – jetzt treibt sich auch noch ein Fremder im Schloß herum!«

Malice hob die Brauen. Daß er Zamorras Sekretärin förmlich anbetete, war kein Geheimnis.

»Mademoiselle Duval verschwunden?« echote er erschrocken.

Der Butler nickte. »Zusammen mit Monsieur Fleming, ja. Mir war das unerklärlich, da beide ihre Wagen hierließen und da sie ja sicher keine nächtliche Fußwanderung unternommen haben. Ich informierte den Professor. Er war ebenfalls sehr besorgt und kehrte sofort von dem Kongreß in Paris zurück, an dem er gerade teilnahm.«

»Und was hat er unternommen?«

Raffael seufzte. Zamorra hatte herausgefunden, daß Bill und Nicole durch die Machenschaften des Dämons in eine andere Zeit versetzt worden waren, er war zur Ruine der Adlerburg gefahren, um mit Hilfe des toten Kreuzfahrers Alban de Bayard ebenfalls die Reise in jene Zeit anzutreten – aber das konnte der alte Butler natürlich nicht ahnen.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich weiß nur, daß der Professor mit dem Wagen wegfuhr. Und daß er, wie gesagt, sehr besorgt wirkte.«

»Und was ist mit dem Unbekannten, der sich im Schloß herumtreibt?«

Raffael Bois zog unbewußt die Schultern hoch, als friere er. Und ebenso unbewußt senkte er die Stimme.

»Er ist da, Commissaire«, flüsterte er. »Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich höre ihn. Er geht durch das Schloß. Er öffnet und schließt die Türen, er schleicht herum, er verschwindet, wenn ich nachsehe.«

Der Butler schluckte und atmete tief durch. »Ich weiß nicht, wer es ist«, vollendet er. »Aber ich weiß auf jeden Fall, daß er nicht hierher gehört.«

Pierre Malice runzelte die Stirn.

»Ein Einbrecher?« fragte er zweifelnd.

»Bestimmt nicht, Commissaire. Dafür weiß er zu gut Bescheid. Er scheint jeden Winkel hier zu kennen.«

»Jemand vom Personal vielleicht? Einer von denen, die im Dorf wohnen?«

»Ich weiß es nicht. Und ich glaube es auch nicht. Um das herauszufinden, habe ich Sie ja angerufen.«

Malice nickte entschlossen.

Ein Einbrecher, irgendein Angestellter, der das Schloß nicht wie

üblich abends verließ, sondern sich heimlich in den Räumen herumtrieb – das war wenigstens etwas, das sich greifen ließ, dem man mit Energie und gesundem Menschenverstand beikommen konnte. Der Kommissar winkte seinen Leuten, gab eine Reihe von knappen, präzisen Befehlen. Er kannte das Schloß, er war schon mit Zamorras Onkel, Louis de Montagne, befreundet gewesen, und deshalb fiel es ihm nicht schwer, eine systematische und einigermaßen gründliche Durchsuchung des weitläufigen Gebäudekomplexes zu organisieren.

Irgendeinen Erfolg hatte die Aktion allerdings nicht.

Was sich bestätigte, war Raffaels Verdacht, daß es bei dem Verschwinden von Nicole und Bill nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte, denn beide hatten sämtliche Papiere einschließlich Führerscheinen zurückgelassen. In Begleitung des alten Dieners stieg Pierre Malice sogar in den Keller hinab. Sie fanden nichts. Die Tür mit dem Wappen der Montagnes war abgeschlossen – aber hinter dieser Tür, so versicherte Raffael, könne sich niemand verstecken, da es nur zwei Schlüssel gebe: einen, den Professor Zamorra stets bei sich trage, und einen, nach dem der Schloßherr schon vergeblich gesucht habe und den die beiden Verschwundenen offenbar mitgenommen hätten.

»Falls der unbekannte Eindringling ihn nicht gestohlen hat«, schränkte Malice ein.

Raffael mußte ihm recht geben – doch das half ihnen nicht weiter, da der Kommissar keine rechtliche Grundlage sah, um die Tür aufzubrechen. Jedenfalls nicht, solange es keinen definitiven Beweis dafür gab, daß sich ein Einbrecher im Schloß herumtrieb. Die beiden Männer verließen den Keller, kehrten in die Halle zurück, und dort hatten sich inzwischen auch die anderen wieder eingefunden.

Alle – bis auf einen jungen Beamten namens Claude Debrel.

Er kam auch in den nächsten zehn Minuten nicht. Ungeduldig blickte Pierre Malice zur Uhr, dann schickte er zwei seiner Leute los, um Debrel zu suchen. Der junge Mann war zuletzt im oberen Stockwerk gesehen worden. Seine Kollegen wollten hinaufgehen – doch schon im nächsten Moment erwies sich das als überflüssig, da Claude Debrel wie auf ein Stichwort hin auf der Galerie oberhalb der Treppe auftauchte.

Er sah blaß aus.

Langsam, mit abwesendem Gesicht kam er die Stufen hinunter. Pierre Malice spürte, daß etwas nicht stimmte, und blickte seinem Untergebenen aus schmalen Augen entgegen.

»Was ist los, Claude?« fragte er. »Sie sehen aus wie…«

Debrels Kopf ruckte herum.

Er starrte den Kommissar an.

Langsam zog er die Lippen von den Zähnen, seine Finger krümmten sich – und ein fauchender, fast tierischer Laut kam aus seiner Kehle.

»Claude!« rief Malice erschrocken – doch da stürzte sich der junge Beamte schon auf ihn wie ein Raubtier, das seine Beute anspringt.

Malice war zu überrascht, um schnell genug zu reagieren.

Er wollte zurückweichen – aber da schlossen sich Debrels Hände bereits um seine Kehle. Wie stählerne Klauen drückten die Finger zu. Malice bäumte sich auf, schlug um sich, lief blau an – und das war so schnell gegangen, daß die anderen Beamten erst jetzt die Gefahr begriffen.

Da allerdings handelten sie sofort.

Drei, vier Männer sprangen auf Debrel zu und versuchten, ihm die Arme herunterzureißen. Sie schafften es nicht. Malices Augen quollen vor, er brach auf die Knie. Debrel schien sein Opfer mit geradezu übermenschlicher Kraft zu würgen – und sein Griff lockerte sich erst, als einer der anderen auf die Idee kam, ihm einen genau dosierten Handkantenschlag in den Nacken zu versetzen.

Die Muskeln des jungen Polizisten erschlafften.

Stöhnend brach er zusammen, dabei ließ er sein Opfer los, und Raffael Bois fing gedankenschnell den stürzenden Körper des Kommissars auf. Malice rang verzweifelt nach Luft. Nur langsam beruhigte sich sein Atem. Sein Gesicht nahm wieder die normale Farbe an, und er tastete mechanisch über seinen schmerzenden Hals, während er kopfschüttelnd seinen bewußtlosen Kollegen anstarrte.

Zwei Minuten später kam auch Claude Debrel wieder zu sich.

Vollkommen verwirrt sah er sich um.

Er wußte nicht, wie er hierherkam, er wußte nicht, was geschehen war. Er erinnerte sich buchstäblich an nichts – und das ungläubige Entsetzen in seinen Augen bewies ohne jeden Zweifel, daß er die Wahrheit sagte.

Eine momentane geistige Verwirrung…

Etwas in der Art mußte es gewesen sein, darüber waren sich die Beamten einig. Lediglich ein grauhaariger Streifenpolizist, dessen Familie seit Generationen hier ansässig war und der die Legenden über Château Montagne besser als die anderen kannte, wollte widersprechen, aber ein warnender Blick von Malice brachte ihn zum Schweigen. Der arme Debrel wurde sofort zum nächsten Arzt gefahren. Die anderen Beamten kletterten wieder in die Wagen, und nur der Kommissar blieb noch einen Moment lang neben dem alten Diener im Schloßhof stehen.

»Haben Sie irgendeinen Verdacht, Raffael?« fragte er. »Glauben Sie – daß es wieder einmal nicht mit rechten Dingen zugeht?«

»Ich weiß es nicht. Es ist alles sehr seltsam. Zuerst dachte ich… Aber nein, das ist unmöglich! Es gibt schon lange keine Geister und

Dämonen mehr auf Château Montagne.«

»Sie halten mich auf dem Laufenden?«

»Selbstverständlich, Commissaire! Ich hoffe, der Professor wird bald zurück sein.«

Malice nickte nur.

Die beiden Männer verabschiedeten sich, und wenig später rollte der kleine Wagenkonvoi wieder über die Zugbrücke. Raffael sah ihm nach, bis der tiefe Schatten zwischen den Tannen rechts und links der Landstraße ihn aufnahm. Einen Moment lang starrte der Butler in die schrägen, glutroten Strahlen der Abendsonne, dann atmete er tief durch, wandte sich um und schloß die schwere Tür so behutsam hinter sich, als fürchte er, irgend jemanden aufzustören.

Unschlüssig blieb er in der Halle stehen.

Sollte er weitersuchen? Noch einmal alles auf den Kopf stellen, bis er Klarheit hatte? Er schüttelte den Kopf – denn im Grunde wußte er bereits ganz genau, was er finden würde, wenn er es versuchte.

Er war es, dachte er.

Er ist zurückgekehrt, er wird wieder sein Unwesen treiben und Angst und Schrecken verbreiten…

Mit bleichem Gesicht ging der alte Diener auf die Treppe zu, und über seinen Rücken rann ein kalter Schauer.

***

Zamorra sah sich um.

Der Dämon war verschwunden – und mit ihm die silberne Aura, die die Pyramide in der Wüste umgeben hatte. Dies war nicht mehr der Eingang in eine andere Dimension, dies waren nur noch tote Steinquader, die grau und matt im Mondlicht schimmerten. Der Dämon hatte das Tor zugeschlagen, hatte die Macht der Hölle mobilisiert, um die Lücke in der Zeitschranke unwiderruflich zu schließen – und Zamorra gab sich keine Sekunde lang der Illusion hin, daß es ihm gelingen könne, den Weg wieder zu öffnen.

»Und jetzt?« fragte Nicole neben ihm leise.

Der Professor preßte die Lippen aufeinander.

Seine Gedanken wirbelten. Für einen Moment drohte das Bewußtsein der Ausweglosigkeit ihn zu überwältigen – dann riß er sich zusammen. Es *mußte* einen Ausweg geben. Für Nicole und Bill, für ihn selbst – und für Alban, den treuen Freund aus dem Reich der Toten.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung tastete Zamorra nach dem Amulett an seiner Brust, und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte er den Eindruck, als besitze das Metall des Talismans wieder eine Spur von Leben.

Er runzelte die Stirn.

Nein, er täuschte sich nicht: ganz schwach strahlte das Silber Wärme

ab. Aber woran lag das? Hier, in dieser Zeit, war Leonardo de Montagne der rechtmäßige Träger des Amuletts. Er allein gebot über die Macht des Talismans, und Zamorras Exemplar hatte sich als wirkungsloses Abbild erwiesen. Gewann es jetzt einen Teil seiner Kraft zurück, weil sich Leonardo weit von diesem Ort entfernt hatte? Oder war das Amulett sogar in der Lage, den Weg zu Leonardo zu weisen, weil es auf geheimnisvolle Art zu seinem Urbild, seinem Gegenstück strebte? Der Professor wußte es nicht – aber er ahnte, daß diese Möglichkeit für sie alle die einzige Chance war.

»Zamorra!« sagte Bill drängend. »Wir müssen etwas tun! Wir stecken hier mitten in der Wüste, wir haben kein Wasser und keinerlei Hilfsmittel. Ganz davon abgesehen, daß es ohnehin keine schönen Aussichten sind, bis zum Ende unserer Tage im Mittelalter herumzuirren.«

Der Professor nickte nur.

»Wir müssen Alban de Bayard finden«, sagte er ruhig. »Er ist ein Wesen aus dem Zwischenreich, er kennt die Wege von einer Dimension in die andere. Ohne ihn werden wir es nie schaffen, in die Gegenwart zurückzukehren.«

»Gegenwart! Verdammt, ich fange schon langsam an, die Zeit der Kreuzzüge als Gegenwart ganz normal zu finden!« Bill Fleming atmete tief durch und rieb sich über die Stirn, als müsse er etwas wegwischen. »Und wo, zum Teufel, sollen wir diesen Alban suchen?«

»Bei den Kreuzfahrern! Der Dämon hat Albans Geist in den Körper Leonardo de Montagnes verbannt, wie du gehört hast.«

»Gehört, aber nicht begriffen«, knurrte Bill zornig. »Und wieso glaubst du, daß Bayard uns helfen kann, wenn er doch in Leonardos Körper verbannt ist? Willst du den Schrecklichen mit ins zwanzigste Jahrhundert nehmen, oder wie?«

»Notfalls ja«, sagte Zamorra trocken. »Aber ich hoffe, daß es irgendeine Möglichkeit gibt, ihn zu befreien, ihn von Leonardos Körper zu trennen…«

»Und was würde das für den Dämon bedeuten?« fragte Nicole rasch.

»Du hast den springenden Punkt erfaßt. Der Dämon wurde von dem Fluch des Kalifen am Leben erhalten, bis wir diesen Fluch auslöschten. Danach hätte der böse Geist wieder zu einem Teil von Leonardos Seele werden müssen, aber er verbannte statt dessen Alban de Bayard in den Körper des Schrecklichen. Gelingt es uns, Alban zu befreien, wird der Dämon den Platz unseres Freundes einnehmen müssen. Und dann ist er endgültig vernichtet.«

»Verdammt kompliziert«, knurrte Bill verbissen.

»Nicht wenn man sich ein wenig in der Materie auskennt.« Zamorra lächelte matt. »Selbst die Dämonologie hat gewisse Gesetze. Aber für uns geht es im Moment vor allem um das Problem, Leonardo und das

Kreuzritterheer erst einmal zu finden.«

»In der Tat ein Problem! Haben wir überhaupt den Schimmer einer Chance?«

»Vielleicht mit dem Amulett.« Zamorra zögerte, kniff die Augen zusammen. »Es kann in dieser Zeit seine Kraft nicht voll entfalten, da Leonardo der rechtmäßige Träger des Talismans ist. Aber immerhin existieren zwei Exemplare, und möglicherweise gibt es eine magische Verbindung zwischen ihnen. Genau wie es möglich sein sollte, eine telepathische Verbindung zu Leonardo beziehungsweise Alban de Bayard herzustellen. Ich werde versuchen, ihn in Trance zu orten…«

»Ihn«, wiederholte Nicole nachdenklich. »Aber wer ist er denn nun überhaupt? Alban – oder Leonardo?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht weiß er es selbst nicht. Wir werden es erfahren…«

Der Professor hatte sich abgewandt.

Er stand ruhig da, umschloß das silberne Amulett mit der Rechten.

Mit geschlossenen Augen lauschte er in sich hinein. Ihm, dem hypersensiblen Parapsychologen, fiel es nicht schwer, sich selbst in den Zustand der Tiefenhypnose zu versetzen. Seine Gedanken sammelten sich, konzentrierten sich auf das Amulett, auf jenen anderen, in eine Art Doppelwesen verwandelten Menschen, der das Urbild des Talismans um den Hals trug, und er spürte förmlich, wie sein Geist die Fesseln abstreifte, die Pyramide in der Wüste verließ und dem Sog folgte, den er wie einen schwachen Ruf empfangen hatte.

Zamorra sah…

Das Meer tauchte auf.

Wind fächelte, da waren dunkle Hügel, da war Bewegung schattenhafter Gestalten. Waffen klirrten, ein Pferd wieherte. Männer in staubigen, blutbedeckten Rüstungen schwankten vorwärts, unter den fernen, funkelnden Sternen bewegte sich ein trauriger, geschlagener Zug dahin – und Zamorra sah das alles so klar und deutlich, als stehe er daneben.

Mit einem tiefen Atemzug blieb Leonardo de Montagne stehen.

Seine Rechte verkrampfte sich am Zügel des Pferdes, das er über den Hügel geführt hatte. Für einen Moment vergaß er, was ihn bedrängte, vergaß dieses seltsame Gefühl der Zerrissenheit, der Furcht vor dem fremden Einfluß in seinem Innern. Schwarz dehnte sich das Meer vor seinen Augen, spiegelte zerfließende Sternbilder, und die Kämme der Kräuselwellen glitzerten im Mondlicht. Ein kühler, sanfter Wind wehte, die Luft war feucht und frisch. Die Wüste schien zu versinken – und die schwankenden, sonnenverbrannten, von Durst gepeinigten Männer in ihren staubigen Rüstungen schöpften wieder Hoffnung.

Leonardo wandte den Kopf und begegnete Alpharts Blick. Alphart,

der sein Freund war, sein Blutsbruder, und der ihn mit besorgten Augen beobachtete, seit auch er die seltsame Veränderung gespürt hatte. Jetzt lächelte er, hob die Hand und gab den anderen das Zeichen zum Anhalten.

Gaspard Navarre ritt heran. Seine Brünnenringe klirrten, als er vom Pferd glitt.

»Das Meer«, sagte er heiser. »Wir haben es geschafft. Wir haben das Meer erreicht.«

»Wir werden Schiffe finden!« Leonardos Stimme vibrierte. »Es gibt viele Häfen im Land der Kalifen, und noch sind wir nicht zu schwach, um ein Dorf anzugreifen. Laß lagern, Gaspard! Alphart und ich reiten auf Spähe.«

»Nehmt Chalon und die Lothringer mit! Du führst sie, Leonardo! In eines Höheren Hand liegt es, ob wir uns wiedersehen…«

Leonardo neigte den Kopf.

Schweigend wandte er sich ab, winkte Alphart und den anderen, dann saßen sie auf und ritten zum Strand hinunter. Mondlicht hüllte sie ein. Eine Bucht lag vor ihnen, gesäumt vom fahlen, schimmernden Streifen des Sandes. Langsam näherte sich die kleine Gruppe den Hügeln der Landzunge, die den Verlauf der Küste ihren Blicken entzog, und immer wieder verhielten sie, um in die Nacht zu lauschen.

Es war eine Art dunkler Ahnung, die Leonardo warnte.

Ein Gefühl von Gefahr, von Drohung – etwas, das er nie vorher in sich gespürt hatte. Er preßte die Lippen zusammen, starrte in den Schatten der Hügelfalte, die sich vor ihnen öffnete. Für einen Moment war ihm, als stehe jemand unsichtbar neben ihm und versuche ihn zurückzuhalten, dann schüttelte er heftig den Kopf. Sie mußten weiter. Sie brauchten ein Schiff, und sie brauchten es schnell. Entschlossen spornte er das Pferd, ritt weiter und erst als die tiefe Dunkelheit der Senke sie aufgenommen hatte, wandte er wieder den Kopf.

»Alphart?« sagte er leise.

»Ja, Bruder?«

»Alphart, sage Chalon, daß er zurückbleiben soll und unsere Nachhut bilden! Wenn etwas geschieht, muß einer da sein, der es dem Heerführer berichtet…«

»Du glaubst an Gefahr?«

»Ich weiß nicht. Nur das Schicksal weiß, wo der Sensenmann seine Gesellen erwartet. Lieber sähe ich, du wärest der Bote, mein Freund, aber ich weiß, daß du nicht gehen würdest.«

»Ich würde nicht gehen«, bestätigte Alphart ruhig. »Mein Platz ist hier. Ich werde Chalon schicken…«

Er blieb ein Stück zurück. Leonardo hörte den Hufschlag hinter sich, das unruhige Schnauben der Pferde, das sich in das Raunen des

Windes mischte. Vor ihm erweiterte sich die Senke, ein paar Felsennadeln ragten wie Wächter in den Nachthimmel. Leonardo ritt darauf zu, zügelte den Schimmel zwischen den Steinblöcken – und für einen Moment hatte er das Gefühl, einen Traum zu erleben.

Steil fiel der Hang vor ihnen ab.

Klippen und Geröll säumten eine winzige Bucht, die wie ein natürlicher Hafen wirkte.

Eine niedrige, scharf vorspringende Felsennadel bildete den Wellenbrecher – und in ihrem Schutz dümpelte mit leise knarrendem Tauwerk ein Schiff auf dem schwarzen Wasser.

Ein venezianisches Kreuzfahrerschiff, irgendwann und irgendwo erbeutet und hierher verschlagen. Schräg kreuzten die beiden Besanbäume die Masten, gereffte Lateinersegel leuchteten weiß durch die Dunkelheit. Weiß schimmerte auch der Totenschädel mit den gekreuzten Knochen auf der schwarzen Flagge – und Leonardo hatte das Gefühl, als werde er von dem Anblick wie von einem Hieb getroffen.

Ein Piratenschiff!

Sarazenische Seeräuber…

Das waren nicht Fischer oder Kaufleute, die beim ersten Hörnerschmettern davonlaufen würden, das waren Gegner, die sich zu wehren wußten! Freibeuter, die vielleicht sogar im Dienste der Kalifen standen! Leonardo dachte an seine Freunde, an den verlorenen Haufen, den geschlagenen Rest des einstmals stolzen Kreuzfahrerheers, und Zorn und Verzweiflung ließen seine Zähne aufeinanderknirschen.

»Alphart«, rief er gepreßt.

»Ja, Bruder?«

Er wandte sich um. »Ein Piratenschiff, Alphart! Siehst du die Flagge?«

»Ich sehe sie. Hart wird der Kampf werden. Vielen von uns scheint es bestimmt zu sein, die Heimat nie wiederzusehen.«

Leonardo nickte. Nachdenklich blickte er über die weite, schimmernde Wasserfläche.

»Reiten wir zurück«, murmelte er. »Vielleicht, wenn wir sie überraschen…«

Er konnte den Satz nicht beenden.

Irgendwo klirrte etwas, schlug scharf gegen Stein – und im nächsten Moment wurde es ringsum in den Felsen lebendig.

Schreie gellten.

Wie aus dem Boden gewachsen sprangen Gestalten auf, Dutzende von Schatten, die Sekunden später von aufflackernden Fackeln der Dunkelheit entrissen wurden. Braunhäutige Männer, abenteuerlich kostümiert, mit Dolchen und Krummsäbeln in den sehnigen Fäusten.

Einer von ihnen schleuderte eine Fackel, hoch oben von der Spitze eines Felsens; sie beschrieb einen Bogen und schlug neben Leonardo in den Staub. Sein Pferd bäumte sich und stieg wiehernd hoch. Mit eiserner Faust bändigte er den Schimmel und noch während er das Schwert aus der Scheide riß, sah er die Bewegung des Angreifers, der sich mit hochgeschwungenem Krummsäbel von dem Felsen herabschnellte.

Leonardos Herz krampfte sich zusammen.

»Alphart!« schrie er warnend – doch schon war es zu spät.

Wie eine Katze sprang der Pirat den Kreuzfahrer an, riß ihn aus dem Sattel, stieß ihm noch im Sturz die Klinge durch die Brünnenringe in die Kehle. Leonardos Schwert pfiff, ein Kopf rollte in den Staub. Ringsum gellten Schreie, klirrten Waffen, war wildes Chaos – doch für Leonardo de Montagne schien die ganze Welt für eine endlose Sekunde nur aus dem Bild seines toten Freundes zu bestehen.

»Alphart«, flüsterte er erstickt. »Alphart, du…«

Etwas traf seinen Rücken.

Schmerz durchzuckte ihn, er wurde nach vorn geschleudert. Gestalten sprangen ihn an, blitzartig und lautlos. Noch einmal hieb er mit dem Schwert zu, spaltete einem der Angreifer den Schädel, dann riß ihm ein Hieb mit der flachen Klinge die Waffe aus der Hand. Der Schimmel brach aus. Jäh warf der Ruck den Reiter aus dem Sattel. Leonardo stürzte schwer zu Boden, wie eine Flut kam der Angriff über ihn, und für einen Moment versank sein Bewußtsein in wirbelnder, bodenloser Schwärze.

Als er wieder zu sich kam, wurde er über den Hang geschleift, an Händen und Füßen gebunden.

Hinter ihm dröhnte Schlachtlärm – weit entfernt, zu fern und zu leise, als daß es Philipp Chalon und die Lothringer sein konnten. Mit verzweifelter Klarheit begriff Leonardo, daß die Piraten Gaspard Navarre und die Reste des Heeres angriffen, daß er selbst gefangen war und Alphart tot – und für einen Moment schloß er in dumpfer, grenzenloser Verzweiflung die Augen.

Das Schwert des Feuers…

Warum war es nicht an seiner Seite gewesen? Warum hatte es ihm nicht geholfen, die Ungläubigen zu besiegen? Warum…

Da war es wieder – jener unbekannte Einfluß, jene blitzhaften Erinnerungen, die nicht die seinen waren und mit ihm, Leonardo de Montagne, nicht das geringste zu tun hatten. Was war es, das da in ihm bohrte, nach Befreiung drängte? Was…

Die Gedankenkette zerklirrte.

Hart schlug sein Kopf gegen einen Stein, die Explosion des Schmerzes schien seinen Schädel zu sprengen. Erneut taumelte sein Bewußtsein in den Abgrund der Schwärze, und diesmal sollte es länger dauern, bis

er wieder erwachte.
Er spürte nicht, wie er an Bord des Piratenschiffs mit den anderen Gefangenen auf die Decksplanken geworfen wurde.
Er hörte nichts von dem verzweifelten Kampf in den Hügeln. Er war immer noch ohnmächtig, als der Rest des Kreuzfahrerheeres verzweifelt zurück in die Wüste floh, und er merkte auch nicht, wie das Schiff die Segel setzte und ablegte.
Irgendwann kam er wieder zu sich, spürte die Fesseln, sah die Sterne am Nachthimmel funkeln.
Aber da hatten die Piraten längst die Felseninsel erreicht, die ihnen als Schlupfwinkel diente…

***

Zamorra öffnete die Augen.
Mit einem tiefen Atemzug schüttelte er die Trance ab. Sein Blick wanderte zu Nicole und Bill, die auf den Steinquadern der Pyramide kauerten, und er lächelte leicht.
»Die Kreuzfahrer haben das Meer erreicht«, erklärte er ruhig. »Sie stießen auf Piraten. Der Rest des Heeres wurde zurückgeschlagen, und Leonardo – oder besser Alban – ist mit einem Spähtrupp in Gefangenschaft geraten.«
Für einen Moment blieb es still.
Nicole biß sich auf die Lippen. Bill Fleming runzelte skeptisch die Stirn – aber er hatte in den letzten Tagen und Stunden soviel erlebt, daß ihn Zamorras Trance und die hellseherische Demonstration kaum noch aus der Fassung bringen konnten.
»Und wo in Gefangenschaft?« fragte er knapp.
»Auf einer Insel, Bill. Einer kleinen Felseninsel in der Nähe der Küste. Wir müssen dorthin.«
»Also diverse Meilen durch die Wüste und dann noch über das Meer«, sagte Bill sachlich. »Piraten – das ist genau das, was uns noch gefehlt hat.« Er machte eine Pause, und für einen Moment erschien auf seinem Gesicht wieder der Ausdruck fassungslosen Staunens – die Ratlosigkeit des Wissenschaftlers gegenüber einem Phänomen, das er sich beim besten Willen nicht erklären konnte. Aber inzwischen hatte er sich bereits daran gewöhnt, von dem Ungeheuerlichen zu sprechen, als sei es selbstverständlich. »Wir werden Wasser brauchen. Decken. Einen Kompaß. Oder jemanden, der uns führt.«
»Zumindest Wasser«, stimmte Zamorra zu. »Und da wir die Gegend nicht kennen, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als zunächst einmal dorthin zurückzugehen, wo wir hergekommen sind.«
»Der Palast des Kalifen?« fragte Nicole.
»Richtig. Ich glaube nicht, daß wir eine andere Wahl haben.«
Die junge Frau nickte nur.

Geschmeidig stand sie auf, und auch Bill erhob sich. Nebeneinander stiegen die drei Menschen wieder die endlose Treppe der Pyramide hinunter – und niemand sprach ein Wort, weil sie in Gedanken bereits bei dem lebensgefährlichen Unternehmen waren, das ihnen bevorstand.

Fünf Minuten brauchten sie – dann fühlten sie wieder den weichen Sand unter den Füßen.

Den Weg zum Palast des Kalifen kannten sie.

Sie orientierten sich an den Sternen, an den zackigen Formationen der fernen Gebirgskette. Immer noch schweigend schritten sie durch die Wüstennacht, und erst nach dreißig, vierzig Schritten warf Nicole einen letzten Blick über die Schulter.

Ihre Haltung versteifte sich.

»Himmel!« flüsterte sie.

Bill und Zamorra fuhren herum – und da sahen auch sie das Schauspiel, das sich hinter ihnen in gespenstischer Lautlosigkeit vollzog.

Kein Knirschen, kein Poltern, nicht das leiseste Geräusch störte die Stille – und doch waren die Quader der Pyramide in unheimliche Bewegung geraten. Steine stürzten übereinander, Risse klafften.

Schon hatte das Bauwerk nur noch die Hälfte seiner Höhe – und als habe die Hölle selber sich aufgetan, so versanken die mächtigen Blöcke langsam und lautlos im Sand.

Ein Windstoß kam auf.

Gleich einer Riesenfaust fegte der Lufthauch über den Platz, wo noch die letzten Reste der Pyramide zu sehen waren.

Sand wirbelte auf, für ein paar Sekunden hing er in einer dichten Wolke in der Luft – und als er sich wieder legte, gab es nicht mehr das geringste Zeichen dafür, daß hier je etwas anderes gewesen war als leere, öde Wüste.

Zamorra holte tief Atem.

Aus, dachte er.

Jetzt war endgültig der Weg verbaut, war auch die letzte Chance dahin, daß es Alban de Bayard vielleicht gelingen könnte, an diesem magischen Punkt das Tor in die Dimension der Geister wieder aufzustoßen.

Sie würden einen anderen Weg finden müssen – oder sie würden für immer Verbannte bleiben in einer fremden Zeit…

***

Raffael Bois verstaute Hammer und Nägel wieder in dem kleinen Werkzeugkasten.

Nachdenklich betrachtete er das Kruzifix, das er von innen an die Tür seines Zimmers gehängt hatte. Würde es genügen als Waffe gegen das

Böse? Der alte Diener wußte sehr wohl, daß es auf Château Montagne mehrere ganz bewußt an bestimmten Stellen plazierte Kruzifixe gab, Mosaike und Intarsien in bestimmten magischen Anordnungen und Türen mit eingeschnitzten Bannmalen. Aber Raffael wußte auch, daß die meisten aus einer längst versunkenen Zeit stammten, daß er sie alle kannte – und daß es gerade hier, an diesem Ort, wahrscheinlich überhaupt keinen sicheren Schutz gab.

Der Butler seufzte leicht.

Er empfand keine Angst – dafür war er zu alt, dafür hatte er auf Château Montagne schon zu viel gesehen. Die Legenden und Schauermärchen, die sich um die Vergangenheit derer von Montagne rankten, kannte er in allen Einzelheiten, schon sein Großvater hatte sie ihm erzählt, als er noch ein Kind gewesen war. Auch die Familiengeschichte der Bois war eng mit dem Schloß verknüpft. Der alte Raffael fühlte sich hier zu Hause. Die Rätsel und Legenden gehörten ebenso zu seinem Leben wie die Arbeit, die er verrichtete – und manchmal hatte er den Eindruck, mit *ihm*, dem Schrecklichen, von dem es hieß, daß er eines Tages zurückkehren würde, auf beinahe vertrautem Fuße zu stehen.

Als er das Zimmer verließ, um bei einem kurzen Rundgang noch einmal nach dem Rechten zu sehen, zweifelte er eigentlich kaum mehr daran, daß die Gefahr, von der die alten Leute im Dorf selbst heute noch munkelten, jetzt Wirklichkeit geworden war.

Leonardo de Montagne.

Le Terrible. Der Schreckliche…

Raffael dachte an die Erzählungen seines Großvaters. Er dachte an Louis de Montagne, der die Geheimnisse des Schlosses besser gekannt hatte als jeder andere und der der Überzeugung gewesen war, der Geist Leonardos sei noch lebendig. Tief in Gedanken versunken stieg der alte Diener die Treppe hinauf – und daß er seine Schritte zur Ahnengalerie gelenkt hatte, wurde ihm erst bewußt, als er vor dem großen, düsteren Porträt Leonardos verharrte.

Ein finsteres Gesicht…

Die markanten, männlichen Züge, die alle Montagnes auszeichneten und zu denen in der spanischen Linie der Familie die aristokratische Kühnheit eines alten Grandengeschlechts getreten war – aber auf diesem Bild wirkte das alles düster und verschattet. Leonardos zusammengekniffene Augen schienen den Betrachter anzustarren.

Seine Lippen bildeten eine scharfe Kerbe, die Haut hob sich bleich vom dunklen Purpur des Tasselmantels ab. Das Gemälde war, wie Raffael wußte, kurz vor dem rätselhaften Tod des »Schrecklichen« entstanden – und er hatte sich schon oft darüber gewundert, wie wenig Ähnlichkeit es mit den anderen Bildern Leonardos hatte, die ihn sämtlich jünger zeigten, ernsthaft, fast träumerisch und ohne jene

beklemmende, düstere Bitterkeit im Blick.
Irgend etwas, überlegte Raffael, war diesem Mann geschehen.
Irgendein Ereignis, das ihn von einem normalen Menschen in eine grausame Bestie verwandelt hatte. Seine Seele habe er dem Teufel verschrieben, hieß es. Ob all die Schauermärchen zutrafen, die es über ihn gab? Oder hatten die Chronisten vieles dazugedichtet, weil der Mann mit dem Amulett ihnen einfach unheimlich war, weil er nicht in ihr Weltbild paßte und…
Raffaels Gedanken stockten.
Immer noch starrte er das Bild an – und jetzt hatte er das Gefühl, als ob das Porträt seinen Blick erwiderte. Die Augen, eben noch düster und leblos, schienen aufzuglühen. Die schmalen, zusammengepreßten Lippen öffneten sich und das teuflische Kichern, das plötzlich in der Luft hing, dröhnte dem alten Diener wie ein Orkan in den Ohren.
Er wich zurück.
Drei Schritte, vier – bis er mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand stieß…
Immer noch hingen seine Augen an dem unheimlichen Bild, und in fassungslosem Schrecken sah er, wie die gemalte Figur ganz langsam eine Hand hob.
»Hinweg!« hallte die geisterhafte Stimme. »Hinweg aus meiner Burg, Elender! Ich bin gekommen, um die Macht zu übernehmen, die mir geraubt wurde. Ich werde wieder Herr sein in diesem Land. Ich werde…«
Er verstummte.
Ein wütendes Fauchen kam aus seiner Kehle – denn der alte Diener hatte mechanisch und fast ohne es zu wissen mit der Rechten das magische Zeichen des Kreuzes geschlagen. Schweiß stand auf Raffaels Stirn. Sein Herz hämmerte – und doch ließ er sich nicht überwältigen von der Panik, die in ihm aufzuflackern drohte.
»Weiche!« rief er laut. »Weiche zurück in dein Reich, Dämon! Weiche! Weiche…«
»Du willst mich bezwingen? Mit ein paar lächerlichen Worten willst du erreichen, was selbst der Meister des Übersinnlichen nicht vermochte? Niemand kann mir widerstehen! Niemand!«
Erneut gellte das Höllengelächter auf.
Und diesmal war es so grell, so teuflisch, so abgrundtief böse, daß Raffaels Nerven die Belastung nicht mehr zu ertragen vermochten.
Irgendwo in seinem Innern schien eine Schranke zu zerbrechen.
Wild warf er sich herum, rannte blindlings durch den langen Flur davon, und noch als er die Tür zu seinem Zimmer erreicht hatte, glaubte er hinter sich das triumphierende Kichern des Dämons zu hören…

***

Wie die Vision aus einer fernen Märchenwelt lag der Palast des Kalifen Achman im Licht der verblassenden Sterne.

Zamorra atmete erleichtert auf. Er hatte den Arm um Nicoles Schultern gelegt, sie drängte sich eng an ihn – aber auch das hatte wenig gegen die schneidende Kälte der Wüstennacht geholfen, die hinter ihnen lag. Sie standen im Schutz von Felsblöcken, musterten die bewachsenen Hügel, die schlanken Palmen mit ihren im Wind tanzenden Federwipfeln und die weißen Mauern und Rundbögen.

Zamorra kniff die Augen zusammen, weil er vor den Toren des Palastes etwas zu erkennen glaubte. Wächter? Nein, das waren Holzpfähle, das waren gefesselte Gestalten…

Auch Bill hatte es gesehen.

»Hey«, flüsterte er. »Da scheint ein Strafgericht stattgefunden zu haben. Der Kalif hat mit einigen seiner Leute das gemacht, was die glorreichen Kreuzritter mit Nicole und mir vorhatten.«

Zamorra nickte knapp. Als der Dämon Bill und Nicole ins Mittelalter verbannt hatte, waren sie zunächst in die Gefangenschaft der Kreuzritter geraten, für Spione des Kalifen gehalten und an Pfählen gefesselt der glühenden Sonne ausgesetzt worden. Die gleiche grausame Prozedur hatten offenbar die beiden Araber hinter sich, die dort unten reglos in den Stricken hingen. Der Professor konnte ihre Gesichter nicht erkennen – aber er sah die Fetzen einer ganz bestimmten Tracht, und blitzartig fiel ihm ein: das waren die Wächter, die ihm, Zamorra, das Tor geöffnet hatten, als er Bill und Nicole befreit und mit Achman als Geisel den Palast verlassen hatte.

Der junge Historiker schien den gleichen Gedanken zu haben. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

»Nicht gerade die feine englische Art, seine Wut an Leuten auszulassen, die gar nichts dafür können«, murmelte er. »Aber im Mittelalter durchaus nicht unüblich.«

Nicole runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht…«

»Es sind die Männer, die uns das Tor geöffnet haben«, erklärte Zamorra. »Sie hatten gar keine andere Wahl, aber rein optisch waren sie es, die unsere Flucht aus dem Palast ermöglichten. Offenbar hat Achman sie zum Tode verurteilt.«

»Aber das ist doch barbarisch, das…«

»Es *ist* barbarisch. Wir werden sie befreien – wir müssen ohnehin bis zu dem Brunnen hinter der Mauer.«

Zamorra richtete sich auf. Daß er allein gehen würde, hatten sie bereits besprochen. Ihm gab das Feuerschwert, das jeden Angreifer bannte, einen gewissen Schutz, Bill und Nicole dagegen waren wehrlos, und außerdem bestand die Gefahr, daß sie als Geiseln benutzt wurden, wenn sie in die Hände der Araber fielen. Vorsichtig verließ der Professor den Schatten des Felsblocks, glitt zur nächsten

Deckung, arbeitete sich Schritt um Schritt den Hang hinunter. Der weite Platz vor dem Palast lag in grauem Zwielicht. Zwei turbangeschmückte Krieger lehnten neben dem Tor, oben auf der Mauer patrouillierten vermutlich noch weitere Wächter. Zamorra biß sich auf die Lippen. Die Chance, nicht entdeckt zu werden, stand allenfalls eins zu zehn – aber er wußte nur zu genau, daß er keine Wahl hatte.

Als er den Fuß des Hügel erreichte, ließ er sich auf Hände und Knie nieder und robbte weiter. Noch schützte ihn die Dunkelheit, und er beglückwünschte sich dazu, daß er die Reise in Jeans und einem schwarzen Pullover angetreten hatte. Auf den letzten Yard gaben ihm ein paar Dornbüsche wenigstens spärliche Deckung. Sein Blick ging zu den beiden Männern am Pfahl hinüber – sie hingen reglos in ihren Fesseln, aber zumindest einer von ihnen atmete noch.

Geschmeidig wie eine Katze glitt der Professor weiter, schlug einen Bogen und näherte sich den beiden Wächtern von der Seite.

Dicht an der Mauer richtete er sich auf.

Ein Vorsprung verbarg ihn. Drei Schritte nach rechts – seine Hand tastete nach dem Griff des Schwertes, und völlig lautlos zog er es aus der Scheide.

Das Schwert des Feuers.

Alban de Bayard hatte es ihm überlassen – und niemals wäre es ihm ohne die magische Waffe gelungen, den »Stern des Morgenlandes« zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzubringen. Genausowenig, wie es Alban ohne das Feuerschwert vermocht hatte, dem Dämon zu widerstehen! Zamorra preßte die Lippen zusammen, spannte mit einem tiefen Atemzug alle Muskeln und Sinne – und dann schnellte er aus seiner Deckung wie ein angreifender Tiger.

Die arabischen Wächter fuhren zusammen.

Entsetzen verzerrte ihre Gesichter. Für den Bruchteil einer Sekunde waren sie wie gelähmt – und die winzige Zeitspanne genügte Zamorra, um blitzschnell mit dem Schwert auszuholen.

Er wollte seine Gegner nicht töten.

Er verletzte sie nicht einmal.

Lediglich die äußerste Spitze der Klinge streifte die beiden Männer – und kaum daß sie die leichte Berührung verspürten, schienen sie mitten in der Bewegung zu Stein zu erstarren.

Zamorra atmete tief.

Einen Moment lang lauschte er, aber offenbar hatte niemand den Zwischenfall bemerkt. Noch einmal hob er das Schwert, diesmal berührte einen der Krieger mit der Spitze an der Stirn, und seine Stimme klang leise, eindringlich und beschwörend.

»Du wirst das Tor öffnen! Hörst du mich? Du wirst das Tor öffnen!«

Die Augen des Kriegers hingen starr an Zamorras Gesicht. Der

Professor sprach Arabisch – das altertümliche Arabisch, das ihm aus seinen umfangreichen Studien der ägyptischen Mythologie geläufig war.

»Ja«, sagte sein Gegner leise und seltsam monoton. »Ich werde – das Tor öffnen…«

»Du wirst zwei Wasserschläuche holen, sie am Brunnen füllen und mir bringen!«

»Zwei Wasserschläuche…«, echote der Araber.

»Und wenn dich jemand fragt, wirst du sagen, sie seien für deinen Kameraden und dich.«

»Für Hassan… und mich …«

»Gut! Geh jetzt!«

Der Mann setzte sich in Bewegung wie eine Marionette.

Mühelos schob er die schweren Riegel beiseite, das Tor schwang knarrend zurück. Zamorra senkte das Schwert, lauschte mit gespannten Sinnen. Er hörte die Schritte des Mannes der unter dem Bann der magischen Waffe stand, aber er hörte keine Stimmen, keine weiteren Geräusche, und stellte erleichtert fest, daß sich die übrigen Wächter zumindest nicht in unmittelbarer Nähe befinden konnten.

Ein paar Minuten verstrichen, Minuten voller Spannung – dann kehrte der Araber mit zwei gefüllten Wasserschläuchen zurück.

Schweigend reichte er sie seinem Bezwinger. Zamorra hing sie sich über den Rücken und befahl dem Krieger, das Tor wieder zu schließen. Danach warf er noch einen prüfenden Blick zur Krone der Mauer hinauf, wandte sich ab und huschte mit wenigen Schritten zu den beiden Männern an den Pfählen hinüber.

Einer von ihnen war tot, genau wie Zamorra befürchtet hatte.

Das zweite Opfer lebte, atmete, hob jetzt sogar unendlich mühsam den Kopf. Glanzlose Augen lagen tief in den Höhlen, die aufgesprungenen, mit weißem Schorf bedeckten Lippen zuckten. Rasch trat Zamorra hinzu, öffnete den Verschluß des Wasserschlauchs und ließ den halb verdursteten Mann vorsichtig trinken.

Ein tiefer Atemzug.

Dann ein zitterndes, gequältes Stöhnen.

Mit einem raschen Schwertschnitt durchtrennte Zamorra die Fesseln des Opfers, fing den Stürzenden auf und ging neben ihm in die Hocke, um ihm noch einmal das Mundstück des Wasserschlauchs an die Lippen zu setzen.

»Ich bin hier, um dir zu helfen«, sagte er ruhig. »Ich werde dich mitnehmen. Wie heißt du?«

»Nessim, Herr«, kam es flüsternd.

»Gut, Nessim. Kannst du gehen?«

»Ja, Herr, ja…«

»Warte einen Moment. Ruh dich aus, ich bin gleich zurück.«

Zamorra richtete sich auf.

Er hatte daran gedacht, für welches vermeintliche Vergehen dieser Mann verurteilt worden war, und er konnte sich ungefähr vorstellen, welche Strafe den beiden Torwächtern bevorstehen würde.

Noch einmal ging er zu ihnen hinüber, zögerte einen Moment und berührte sie dann erneut mit der Spitze des Schwertes.

»Ihr werdet fliehen«, sagte er langsam und eindringlich. »Ihr werdet warten, bis ihr mich nicht mehr sehen könnt, und dann werdet ihr fliehen, um nicht Achmans Strafgericht anheimzufallen. Habt ihr verstanden?«

»Fliehen«, kam es murmelnd zurück. »Wir werden – fliehen…«

Zamorra nickte.

Als er sich abwandte, war er sich durchaus bewußt, daß er überhaupt nicht überblicken konnte, was aus dieser Aktion vielleicht entstand. Ließ sich voraussagen, wen Achman verantwortlich machen, gegen wen sich seine Rache richten würde? Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, den Mann, der jetzt unsicher neben ihm herstolperte, einfach seinem Schicksal zu überlassen – aber Zamorra wußte, daß er das so oder so nicht fertiggebracht hätte.

Als sie das Versteck erreichten, in dem Bill und Nicole warteten, hatte sich der Araber bereits etwas erholt.

Er war jung und kräftig, er hatte die hagere Zähigkeit des Wüstenbewohners. Vermutlich gehörte er zu einem der zahlreichen Beduinenstämme, und Zamorra wurde klar, daß das vielleicht eine Chance war.

»Du kennst die Wüste, Nessim?« fragte er.

»Ja, Herr. Sie ist meine Heimat. Weg und Steg kenne ich. Die Stra- ße der Karawanen genau so wie die Fährte der Sandvipern!«

»Du könntest uns zum Meer führen?« Der junge Araber nickte. In seinen Augen leuchteten Bewunderung und schrankenlose Dankbarkeit.

»Ich werde euch führen, Herr«, versicherte er. »Zum Meer und wohin ihr wollt…«

***

Der Wagen schlingerte.

Gefühlvoll trat das junge Mädchen am Steuer auf die Bremse, lenkte nach rechts und registrierte, daß ein Vorderrad auf der Felge holperte. Ruckartig brachte Simone Aubry den kleinen Fiat zum Stehen. Um zu wissen, daß der Reifen platt war, brauchte sie nicht erst hinzusehen – und die Aussicht auf den nächtlichen Radwechsel ließ sie ein wenig damenhaftes Wort murmeln.

Simone war neunzehn, attraktiv und selbstbewußt, und sie gehörte zu dem Mädchentyp, dem auch das Innenleben eines Autos kein Buch

mit sieben Siegeln ist. Trotzdem hätte sie es in dieser Situation vorgezogen, ein hilfreiches männliches Wesen bei der Hand zu haben. In diesem Punkt allerdings bestand nicht die geringste Hoffnung. Es ging auf vier Uhr früh, die Begleitung der Jungen aus der Discothek im alten Forsthaus hatte sie ausgeschlagen – und die Straße zum Dorf führte mitten durch die Wälder und berührte lediglich den weitläufigen Park von Château Montagne, wo um diese Zeit bestimmt schon alles in tiefem Schlaf lag.

Simone seufzte, als sie den Wagenschlag aufstieß.

Schade, dachte sie, daß heutzutage auf Schlössern keine Märchenprinzen mehr wohnen, die bedrängten Jungfrauen zur Hilfe kommen. Wobei der Ausdruck »bedrängte Jungfrau« in zweifacher Hinsicht nicht auf sie zutraf. Simone lachte leise – und wie als Antwort darauf hörte sie das gedämpfte Geräusch zwischen den Bäumen.

Sie runzelte die Stirn.

Irgendein Tier.

Oder ein Mann, der sich um diese Zeit zu Fuß hier draußen herumtrieb?

Der Gedanke verursachte Simone Unbehagen. Zwar war sie vernünftig genug, um sich zu sagen, daß ein potentieller Frauenschänder bestimmt nicht nachts um vier mitten im Wald lauerte, aber trotzdem spürte sie ungewisse Furcht. Rasch ließ sie sich wieder auf den Fahrersitz fallen, tastete auf dem Ablagefach herum, und erst als sich ihre Finger um den geriffelten Griff der Gaspistole schlossen, fühlte sie sich wieder etwas sicherer.

Inzwischen hatten sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt.

Sie sah die Bewegung zwischen den dicken Stämmen, sah die Umrisse der Gestalt, die langsam näherkam. Irgend etwas erschien ihr merkwürdig, ohne daß sie zunächst einen Grund dafür gewußt hätte – und dann begriff sie: es waren die seltsamen, lang wallenden Gewänder und vor allem die Lautlosigkeit der Schritte auf einem Boden, der doch bestimmt von trockenen Zweigen und Laub bedeckt war.

Simone verwünschte die Reifenpanne.

Gleichzeitig fragte sie sich besorgt, ob die Waffe in ihre Hand funktionieren würde. Entsichert war sie. Aber ausprobiert hatte sie die Wirkung noch nie, sie bezweifelte plötzlich die beruhigenden Zusicherungen aus der Gebrauchsanweisung und…

Der Mann hatte den Weg erreicht.

Noch ein Schritt, dann erfaßte ihn das Lichtbündel der Scheinwerfer. Simone sah eine hochgewachsene Gestalt, langes steingraues Haar, einen dunkelroten Samtmantel über einem bodenlangen Gewand, das bestimmt nicht aus dieser Zeit stammte – und für einen Moment

vergaß das Mädchen vor Überraschung sogar die Furcht, die sie eben noch empfunden hatte.

Ein Verrückter?

Oder wurde irgendwo in der Nähe ein Maskenball gefeiert? Auf dem Schloß vielleicht oder…

Simones Überlegungen zerfaserten.

Sie war dem Blick des Fremden begegnet, einem scharfen, stechenden Blick, der ihr wie ein Messer unter die Haut ging – und von diesem Moment an war sie nicht mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Sie sah nur noch die Augen.

Augen, die aus dem bleichen Gesicht leuchteten wie bernsteinfarbene Flecken. Die sie magisch anzuziehen schienen, ihren Geist aufsogen, ihren Widerstand lähmten. Ganz langsam, wie eine unmerklich steigende Flut, wuchs etwas Fremdes, Unheimliches in Simones Innerem – und sie wurde sich nicht mehr bewußt, daß es die Kraft eines dämonischen Willens war, der von ihr Besitz ergriffen hatte.

Wie unter einem Zwang öffnete sie den Wagenschlag und stieg aus.

Die Gaspistole ließ sie achtlos zu Boden fallen, genau wie die Handtasche, die sie in der Linken getragen hatte. Schritt für Schritt ging sie auf den Fremden zu, wie von einem unsichtbaren Seil gezogen, einem Seil aus psychischer Energie, und erst zwei Schritte vor dem hoch aufgerichteten Geisterwesen blieb sie stehen.

Ein leises, triumphierendes Gelächter kam aus der Kehle des Dämons.

Seine Augen funkelten. Seine Stimme war nur ein Hauch, aber das Opfer hätte ihn auch ohne Worte verstanden.

»Du gehörst mir«, flüsterte er. »Mir, Leonardo de Montagne! Ich bin zurückgekehrt, ich werde die Macht wieder übernehmen, die mir geraubt wurde, und du wirst meine erste Sklavin sein.«

Er wandte sich um.

Ohne noch ein einziges Mal zurückzublicken, verschwand er wieder zwischen den Bäumen. Und die neunzehnjährige Simone Aubry folgte ihm, gleich einer willenlosen Aufziehpuppe.

***

Die Sonne, die wie ein weißer Ball über den Horizont im Osten stieg, verwandelte die eisige Wüste in verblüffend kurzer Zeit in einen Glutofen.

Nessim, der junge Araber, blieb stehen und löste eine breite Schärpe von seinem Gürtel, die er in mehrere Teile zerriß. Mit einem scheuen Lächeln zeigte er Nicole, wie sie sich das Tuch um den Kopf winden sollte, damit es den Nacken schützte. Bill und Zamorra bedienten sich ebenfalls. Schweigend marschierten sie weiter. Ihr Führer hatte sich erstaunlich gut erholt. Er fand den Weg ohne das geringste Zögern –

und er fand auch eine der wenigen schroffen Felsformationen in diesem Meer aus Sand, so daß sie die Stunden der größten Hitze um die Mittagszeit im Schatten verbringen konnten.

Bevor sie wieder aufbrachen, kletterte Nessim in die Felsen hinauf, um nach der Oase Ausschau zu halten, die sich zwei Meilen weiter im Norden befand und wo er zu Hause war. Zamorra sah zu, wie der junge Mann geschickt über die Steine turnte. Hoch oben zwischen den steil aufragenden Blöcken gab es eine Mulde, eine Art natürlicher Aussichtsplattform. Nessim glitt hinein, stützte sich an den Felsen ab – und im nächsten Moment stieß er einen kurzen, abgehackten Schrei aus.

Zamorra schnellte erschrocken hoch.

Er sah die jähe Bewegung, sah den zuckenden Schlangenleib.

Mit einem wilden Ruck schleuderte Nessim die Viper von sich. Er stöhnte, umklammerte mit beiden Händen sein Bein. »Vorsicht!« schrie Zamorra noch – aber da hatte der junge Araber schon den Halt verloren, stürzte, und der Professor konnte nichts anderes tun, als blitzartig hinzuspringen, um zumindest den Aufprall zu mildern.

Nessim brach sich nichts, doch er verlor für ein paar Minuten das Bewußtsein.

Er spürte nicht den Schmerz, als Zamorra sein Bein abband, mit dem Messer einen kreuzweisen Schnitt über die Bißstelle führte und die Wunde aussaugte. Eine Wunde, die am Knöchel lag, an einer äußert heiklen Stelle mit vielen Blutgefäßen, durch die das Gift allen Gegenmaßnahmen zum Trotz möglicherweise schon in den Kreislauf gelangt war. Falls es sich überhaupt um eine Giftschlange handelte! Weder Zamorra noch Nicole und Bill hatten es von unten erkennen können, und alle drei warteten unruhig darauf, daß der junge Araber wieder aufwachte.

Nessims Augen wirkten eigentümlich glanzlos, als er die Lider hob.

Er stöhnte leise. »Mein Bein«, flüsterte er in seiner Heimatsprache.

»Die Schlange…«

»Welche Art von Schlange war es, Nessim?«

»Ich weiß nicht… Mir ist heiß, ich spüre das Gift, ich spüre es …«

Er machte eine Pause und tastete mit einer matten Bewegung nach Zamorras Hand. »Bring mich nach Hause, Herr… Es ist nicht weit bis zu der Oase. Meine Schwester … sie wird euch weiterführen …«

Zamorra preßte die Lippen zusammen.

Er wußte, daß die Schwäche des jungen Mannes von dem Sturz herrührte, daß kein Schlangengift der Welt derart schnell wirkte – aber er wußte auch, wie wenig das besagte. Vielleicht gab es in der Oase einen Heilkundigen, einen von denen, die über uraltes, im zwanzigsten Jahrhundert längst versunkenes Wissen verfügten. Der Professor gab Bill ein Zeichen, gemeinsam halfen sie Nessim hoch, und

dann bildeten sie mit ihren verschränkten Händen einen Sitz, auf dem sie den jungen Mann einigermaßen bequem transportieren konnten.

Trotzdem wurden die nächsten zwei Meilen zur höllischen Strapaze.

Als die Federwipfel der ersten Dattelpalmen aus dem Sonnenglast tauchten, war Nessim einer Ohnmacht nahe. Sein Kopf pendelte, seine Augen glänzten fiebrig – es gab nicht mehr den geringsten Zweifel daran, daß ein unbekanntes Gift in seinem Körper tobte. Der Anblick der Oase, der Palmen, der Hütten und Zelte schien ihm noch einmal neue Kraft zu verleihen. Er winkte, lächelte verschleierten Frauen und Männern in weißen Burnussen zu, die heftig gestikulierend zusammenliefen und in sicherer Entfernung verharrten. Nessim sprach zu schnell, als daß Zamorra genau hätte verstehen können, was er sagte – aber die scheuen, angstvollen Blicke der Zuschauer ließen vermuten, daß er wahre Wunderdinge von den magischen Fähigkeiten der Fremden berichtete.

Ein bärtiger alter Mann faßte sich schließlich ein Herz und kam heran. Zwei andere halfen ihm, Nessim in eine der Hütten zu tragen. Nicole, Zamorra und Bill standen immer noch auf dem staubigen Platz, niemand wagte es, sie anzusprechen oder sich ihnen zu nähern – aber immerhin begegneten sie auch keinen feindseligen Blicken, da Nessim offenbar keinen Zweifel daran gelassen hatte, daß er von den Fremden vor dem Todesurteil des Kalifen gerettet worden war.

Zehn Minuten verstrichen – dann steigerte sich das aufgeregte Flüstern der Dorfbewohner, und sie bildeten eine Gasse.

Ein Mädchen kam über den Platz – leichtfüßig, grazil und offenbar als einzige ohne Furcht. Genau wie die anderen Frauen trug sie den üblichen Schleier. Lediglich ihre Augen waren zu sehen, große, dunkle Glutaugen unter dichten Wimpern, und in ihrem Blick lag ein ernstes Lächeln.

»Ich bin Atme«, sagte sie schlicht. »Mein Bruder wird leben, ihr habt ihn gerettet. Unser Haus ist das eure. Verfügt über uns!«

»Wir danken euch«, sagte Zamorra ruhig. »Aber wir müssen zum Meer. Und dort werden wir ein Boot brauchen.«

Das Mädchen neigte den Kopf. Ihre Stimme klang hell und klar wie eine Glocke.

»Ihr werdet zum Meer kommen, Herr, mein Großvater und ich, wir führen euch nach Abu Iman. Dort lebt meines Vaters Bruder, er ist Fischer, und er wird glücklich sein, euch helfen zu können…«

***

Unsichtbar war die Hand des Schicksals, die die Wege der herumirrenden Menschen in dem heißen, gnadenlosen Land zeichnete.

Im Norden, auf den Hügeln vor der Küste, stand ein Derwisch, ein heiliger Mann neben seiner Einsiedlerhütte und betrachtete die

Staubwolke in der Ferne. Männer und Pferde! Blutige, staubbedeckte Gestalten, dahinschwankend unter schattenspendenden Schutzdächern aus zerfetzten Zeltplanen, die an Lanzenspitzen befestigt waren. Der Weise schüttelte den Kopf, denn er wußte, daß das geschlagene Heer im Kreis taumelte. Aber der Weise sah mehr als die Wirklichkeit dieses Marsches der Verzweiflung. Er sah die Zukunft.

Er sah Blut und Tod, hörte Schlachtlärm und Schreie. Grausam hatte Allah die Ungläubigen gestraft, die einst als stolze Armee gekommen waren, um zu nehmen, was ihnen nicht gehörte, um mit dem Schwert die heiligen Stätten zu erstürmen, denen sie sich in Demut hätten nahen sollen. Der Derwisch seufzte. Noch ehe das nächste Mal die Sonne aufging, würde die Vernichtung über die Menschen dort drüben kommen. Viele würden sterben. Einige würden leben, würden Hilfe finden und Rettung, würden ihre Heimat wiedersehen. Wie es das Schicksal bestimmte…

Weit entfernt, vor den weißen Mauern des Kalifenpalastes, entdeckten Krieger, die die Torwächter ablösen wollten, was in der Nacht geschehen war.

Einer der Verurteilten befreit…

Die Wächter geflohen.

Achman selbst trat vor die Mauern hinaus, um das Unglaubliche mit eigenen Augen zu sehen – und der Zorn des Kalifen kannte keine Grenzen.

Er dachte an den Mann mit dem Amulett.

An jenen Fremdling, der sich Zamorra nannte und ein großer Magier war, der Panther töten konnte mit einem Feuerstrahl aus seiner Hand, der ihm den »Stern des Morgenlandes« zurückgebracht hatte und der ein Schwert besaß, das den tapfersten Kriegern Kraft und Willen raubte. Er war ein Feind des Propheten. Er mußte zu den Ungläubigen gehören, zu den fremden Eroberern. Achman hatte sie vernichtend geschlagen, hatte den besiegten Rest in die Wüste gejagt – doch jetzt glaubte er zu wissen, daß das alles noch nicht genug gewesen war.

Sie mußten sterben.

Alle!

Bis zum letzten Mann!

Und während eine Handvoll Verzweifelter immer noch in Hitze und Staub der Wüste den Weg zum Meer suchte, ließ der Kalif bereits in fiebernder Eile zu einem letzten, entscheidenden Rachefeldzug rüsten.

***

Auf der Pirateninsel vor der Küste kauerte Leonardo de Montagne mit den anderen Gefangenen gefesselt in einer Höhle.

Leonardo, in dessen Körper und Seele der Dämon den Geist Alban de Bayards verbannt hatte.

Er spürte die fremde Kraft in sich.

Er spürte, daß etwas Unheimliches mit ihm geschah, daß er dabei war, sich selbst zu verlieren – und die dunkle Furcht, die ihn beherrschte, hatte nichts zu tun mit seiner hoffnungslosen Lage…

***

Abu Iman…

Ein winziger Hafen, weiße Hütten, zusammengeduckt im Halbrund der Hügel, die sie gegen die Wüste abschirmten. Der Glutball der Sonne neigte sich nach Westen, das Dorf schien aus einem dumpfen Hitzeschlaf zu erwachen. Gestalten bewegten sich in den Gassen. Irgendwo sang eine Stimme in hohen, aufpeitschenden Vierteltönen. Wind kam vom Meer, brachte Frische und Feuchtigkeit, und der opalisierende Perlmuttglanz der Luft, der den Wüstenwanderer mit Trugbildern narrte, begann allmählich zu verblassen.

Ein kleiner Zug von Kamelen bewegte sich im charakteristischen, eigentümlich majestätischen Schaukelschritt über die holprige Straße. Neugierige Blicke folgten den Besuchern – aber es war nur die Neugier, die man hier jedem Fremden entgegenbrachte. Zamorra und Bill Fleming trugen über ihrer Kleidung weiße Burnusse, die sie vor der Wüstensonne geschützt hatten. Nicole war genau so verschleiert wie Fatme, um kein unliebsames Aufsehen zu erregen. Alle drei fühlten sich erleichtert, als sie endlich aus den Sätteln der ungewohnten Reittiere steigen konnten, und während Mehmed, der alte Patriarch, an die Tür einer Hütte klopfte, halfen sie Fatme, die Kamele auf einen kleinen, umzäunten Platz neben dem Haus zu treiben.

Ein paar Minuten später betraten sie die Hütte.

Abdulla, der Fischer, begrüßte sie ehrfürchtig – auch ihm mußte Mehmed Wunderdinge von den fremden Besuchern erzählt haben.

Der Alte atmete tief und strich über seinen grauen Bart.

»Abdulla kennt nicht den Weg zur Insel der Piraten«, sagte er langsam. »Niemand wagte sich je auch nur in die Nähe. Es sind einfache Menschen, Herr, keine Krieger und keine Helden. Sie sind froh, wenn die Piraten sie in Ruhe lassen. Gern überläßt euch Abdulla sein Boot, aber mitzufahren weigert er sich.«

»Niemand erwartet, daß er sich in Gefahr begibt.« Zamorra zögerte einen Moment, dann streifte er den wertvollen Siegelring mit dem Wappen der Montagnes vom Finger und reichte ihn dem Alten.

»Nehmt dies hier zum Pfand. Es ist Gold. Falls wir nicht zurückkehren, wird der Erlös für ein neues Boot reichen.«

»Herr, überlegt es euch! Die Piraten sind mächtig und grausam! Fordert sie nicht heraus! Nehmt unsere Gastfreundschaft in Anspruch, solange es euch beliebt, aber fahrt nicht zu der Insel!«

»Wir müssen, Mehmed. Wirst du uns das Boot zeigen?«
Der Alte nickte.
Noch einmal begann er, in dem schnellen, altertümlichen Arabisch, von dem Zamorra nur die Hälfte verstand, auf Abdulla einzureden. Der Fischer biß sich angstvoll auf die Lippen. Aber schließlich verschwand er in einem Nebenraum – und als er zurückkam, rollte er ein vergilbtes Pergamentstück auseinander, das sich als alte Seekarte entpuppte.
»Die Pirateninsel«, erklärte Mehmed. »Abdulla hat die Karte vor langer Zeit gefunden, und niemand ahnt, daß er sie besitzt. Es bringt Unglück, das Versteck Ben Maruts zu kennen.«
»Ben Marut?« echote Zamorra.
»Der Anführer der Piraten. Ein Sarazenenfürst war er, heißt es, ein mächtiger Mann, den Trug und List um sein Erbe brachten. Jeder fürchtet ihn. Seine Schiffe beherrschen die Küste, brandschatzen die Dörfer. Und nicht einmal dem Kalifen ist es je gelungen, ihn zu fangen.«
Zamorra nickte nur.
Nachdenklich betrachtete er die Karte, prägte sich die Lage der Insel ein – und als sie wenig später durch die engen, verwinkelten Gassen zum Hafen gingen, war er ziemlich sicher, daß er den Weg finden würde.
Mehmed zeigte ihnen das Boot und erklärte ihnen, wie sie das grün und weiß gestreifte Lateinersegel bedienen mußten. Der Wind hatte gedreht, wehte heiß und trocken vom Land hier – ein günstiges Zeichen. Leicht glitt das altertümliche Fahrzeug über das Wasser.
Nicole hatte den Schleier abgelegt. Ihr Gesicht wirkte blaß und müde, und die Goldfunken, die sonst in ihren braunen Augen tanzten, waren erloschen.
»Haben wir überhaupt eine Chance, die Insel ungesehen zu erreichen?« wollte sie wissen.
Zamorra hob die Achseln. »Ich weiß es nicht. Wir können nur hoffen, daß dieser Ben Marut sich zu sicher fühlt, um besonders wachsam zu sein. Im Nordosten der Insel gibt es eine geschützte Felsenbucht, die zu klein für größere Schiffe ist – die werden wir anlaufen.«
»Viel Vergnügen«, knurrte Bill. »Ich wünschte, wir hätten wenigstens noch Reservemuniton für deinen Revolver.«
»Vielleicht ist es besser so. Ich habe Achmans schwarze Panther erschossen und ihn überzeugt, daß ich ein großer Magier bin, aber es würde mir schwerfallen, das gleiche mit ahnungslosen Menschen zu tun.«
»Mir nicht! Jedenfalls nicht, wenn es sich bei den ahnungslosen Menschen um blutrünstige Piraten handelt, die mir ans Leben wollen. Ich will ins zwanzigste Jahrhundert zurück, verdammt noch mal, nicht

gleich in die Ewigen Jagdgründe!«

»Das wollen wir alle. Aber der Weg dazu führt nun einmal über Alban und Leonardo. Es hilft nichts…«

Bill knurrte etwas Unverständliches, während er sich am Ruder zu schaffen machte. Sie hatten zunächst die Richtung nach Nordosten eingeschlagen, um sich der Insel im Bogen zu nähern. Es dämmerte bereits. Zamorras Rechte schloß sich um das Amulett, und er versuchte, seine ganze innere Kraft auf den Talisman zu konzentrieren.

Aber diesmal sah er nicht Leonardo de Montagne. Und auch nicht die Insel, die Freibeuter, den geheimnisvollen Ben Marut.

Die Zinnen von Château Montagne waren es, die vor seinem inneren Auge auftauchten.

Château Montagne in der Gegenwart, im zwanzigsten Jahrhundert.

Wie einen Pesthauch spürte Zamorra die Ausstrahlung des Bösen – und mit tiefem Schrecken wurde ihm bewußt, daß der Dämon, den sie trotz aller Anstrengung noch nicht hatten vernichten können, schon wieder sein Unwesen trieb…

***

Leonardo de Montagne fuhr aus unruhigem Schlummer hoch, als sich der Eingang der Höhle plötzlich verdunkelte.

Zwei Sarazenen traten ein – hagere, drahtige Gestalten mit bunten Tüchern um den Köpfen. Ihr Blick glitt über die vier Gefangenen, dann traten sie auf Leonardo zu und rissen ihn hoch. Fausthiebe trieben ihn vorwärts, er kniff die Lider zusammen vor den schrägen Strahlen der Abendsonne.

Vor ihm fielen die Felsen steil ab, eine schmale Steinrampe führte hinüber zu dem kleinen, geschützten Plateau, auf dem sich Hütten und Zelte drängten. Feuer flackerten. Jemand schlug die Laute, und Stimmen vereinigten sich zu einem wilden, fremdartigen Lied.

Langsam schritt Leonardo vor seinen Bewachern her auf das größte Gebäude zu, mit gefesselten Händen, ohne Helm, Brünne und Waffen, und vor ihm öffnete einer der Piraten die Tür.

Licht fiel durch die schmalen, schießschartenartigen Fenster. Der Raum war streng eingerichtet, fast spartanisch. Nur die kostbaren Teppiche glühten in düsteren, intensiven Farben, und auf einem geschnitzten Stuhl saß ein Mann, der eine schwarze Augenklappe trug und dessen hageres, scharfgeschnittenes Gesicht durch die beiden tiefen Schwertnarben noch wilder wirkte.

Marut.

Ben Marut, der Freibeuter…

Sein gesundes Auge funkelte. Er starrte den Gefangenen an, und sein Blick blieb an dem silbernen Amulett hängen.

»Ich spreche deine Sprache«, sagte er langsam. »Wie heißt du?«
»Leonardo de Montagne…«
»Der Heerführer bist du nicht, aber du führtest den Spähtrupp. Was ist dein Leben wert, Fremder? Glaubst du, daß deine Freunde dich zurückkaufen?«
»Womit?« fragte Leonardo bitter. »Wir sind geschlagen.«
»Ihr schluget euch selbst, als ihr in unser Land brachet. Gerechtigkeit ist geschehen. Und gerecht wird es sein, wenn du deinen Kopf auf dem Block läßt.« Langsam erhob sich der Piratenkapitän und trat auf den Gefangenen zu. Seine Hand schloß sich um das Amulett, mit einem Ruck zerriß er die silberne Kette. »Eine schöne Arbeit«, stellte er fest. »Was ist das?«
Leonardo starte auf den Talisman in Maruts Hand.
Ein jähes Schwindelgefühl ergriff ihn. Tief in ihm schien sich etwas zu verschieben, sein Blick ging durch alles hindurch – und für einen winzigen Moment der Klarheit war nichts mehr in seinem Geist vorhanden als jener andere, fremde Einfluß, den er sich nicht erklären konnte.
Seine Stimme klang leise, tonlos.
»Das Amulett des Merlin« murmelte er. »Geweihtes Silber! Das Amulett, das die letzten Hüter des heiligen Grales trugen, der verschollen ist für immer…«
Er verstummte.
Wie erwachend sah er Ben Marut an. Der Pirat hatte die Stirn gerunzelt.
»Merlin?« echote er. »Geweihtes Silber?«
Leonardos Gedanken überschlugen sich. Hatte er das gesagt? Und wenn – was bedeutete es? Er wußte doch nichts vom Ursprung des Amuletts, hatte es stets für einen heidnischen Talisman gehalten!
Hart preßte er die Lippen zusammen, und nur mühsam gelang es ihm, die Furcht zu beherrschen, die erneut in ihm aufflackerte.
»Ein Geschenk des Kalifen Achman ist es«, sagte er heiser.
»Du lügst! Wie sollte Achman dir, seinem Feind, etwas schenken!«
»Er tat es. Er wollte mich bewegen, eine Geisel zurückzugeben, die ich von seinem Sohn genommen hatte. Silber ist es, und es heißt, daß ihm Zauberkräfte innewohnen.«
»Zauberkräfte? Kannst du das beweisen?«
»Ich kann es nicht. Ich weiß nichts darüber, als daß es vor bösen Geistern und Dämonen schützen soll. Behaltet es! Nehmt es als Preis für unser Leben!«
»Ein zu geringer Preis!« Ben Marut lachte spöttisch. »Glaubst du, ich würde als Bezahlung nehmen, was ich bereits in Händen halte? Mein ist es! Und morgen lasse ich einen deiner Freunde zur Küste bringen, damit er mit eurem Heerführer über Lösegeld verhandelt.«

Mit einer herrischen Geste hob er die Rechte.
Leonardo wollte noch etwas sagen – doch da wurde er bereits gepackt, und wenig später stießen ihn seine Bewacher wieder in die Finsternis der Felsenhöhle.
»Leonardo?« murmelte eine Stimme.
»Ja, Richard…«
»Du sprachst mit Marut?«
»Ich sprach mit ihm. Lösegeld will er. Ich sagte ihm, daß es sinnlos sei, aber er glaubte es nicht.«
»Gaspard wird ihn schlagen«, sagte Herzog Richards Bruder aus dem Dunkel.
»Weißt du, ob Gaspard noch lebt, Germain? Wir sind es, die geschlagen wurden! Zu Raymond Navarres Gedenken wollte ich auf Château Montagne eine Kapelle errichten. Und jetzt…«
»Das Schicksal bestimmt die Stunde unseres Todes«, sagte Volkhart, der Jüngste aus dem stolzen Lothringergeschlecht. »Wehren können wir dem Geschick nicht, aber in unserer Hand liegt es, ihm würdig und ohne Furcht zu begegnen.«
»Recht hast du.« Leonardo lehnte den Kopf gegen die Felsen zurück, sein Blick ging ins Leere. »Und doch – es ist nicht lange her, daß mir jener Fremde, der mir den Brillanten des Kalifen wieder entriß, die Zukunft weissagte. Er sprach von der Kapelle, von Raymonds Bildnis. Er sagte, ich würde zurückkehren nach Château Montagne…«
»So wird es dir bestimmt sein, zu entkommen«, meinte Germain ruhig.
»Vielleicht. Und vielleicht auch euch. Wer weiß es…«
Leonardo verstummte.
Ganz deutlich glaubte er wieder, das Gesicht des Fremden vor sich zu sehen, von dem er nicht wußte, daß er Zamorra hieß und aus einer anderen Zeit stammte. Und ganz deutlich erinnerte er sich auch wieder an jene andere, schreckliche Prophezeiung: Leonardo de Montagne werde die Macht des Amuletts mißbrauchen und seine Seele dem Satan verschreiben.
Er schloß die Augen.
Vielleicht, dachte er müde, vielleicht war es besser, Ben Marut das Amulett zu überlassen und hier zu sterben…

***

Schroff und schwarz ragten die Felsen der Insel ins dunstige Rot des Abendhimmels.
Auf dem Wasser wirkte der Widerschein der sinkenden Sonne wie ein breiter, verschwimmender Blutstrom. Dicht und undurchdringlich ballte sich die Finsternis zwischen Steinen und Hügelkämmen, bildete dunkle Flecken auf den rötlich glimmenden Felsen und warf einen

malvenfarbenen Schleier über die Bucht, in der die Schiffe der Piraten ankerten. Stimmen und Gesang klangen herüber, Gelächter, die Geräusche wilden, überschäumenden Lebens. Zamorra hatte die Augen zusammengekniffen und versuchte angestrengt, die Dämmerung mit Blicken zu durchdringen. Noch wies nichts darauf hin, daß Wächter Ausschau hielten. Der Strandstreifen wurde schmaler, immer schroffer fielen die vorbeigleitenden Felsen ins Meer ab – und schließlich öffnete sich jäh und unvermittelt die Einfahrt der winzigen Bucht, die Zamorra auf der Karte gesehen hatte.

Bill fluchte lautlos, weil er nicht mit dem Halsen zurechtkam. Bedrohlich glitt die Felswand heran. Zamorra rüttelte am Ruder und warf das zusammengeschnürte Bündel mit den weißen Burnussen als Fender aus, während sein Freund kurzerhand die Leine löste und das flappende Segel reffte. Hart drehte das Boot aus der Strömung.

Stoff streifte über Stein – und dann trieb das Fahrzeug langsam durch den Einschnitt der Bucht auf den schmalen Sandstreifen zu, den das Wasser zwischen die Felsen geschwemmt hatte.

Minuten später zogen sie das Boot auf den Strand – gerade so weit, daß es nicht abgetrieben werden, aber mit einem schnellen Ruck wieder fahrbereit gemacht werden konnte.

Zamorra preßte die Lippen zusammen. Unterwegs hatte er noch einmal die Karte studiert, und er wußte, daß der sicherste Weg in die Klippen hinauf und quer über die Insel führte. Gern hätte er zumindest Nicole zurückgelassen, um sie nicht dem Risiko einer Begegnung mit den Piraten auszusetzen – aber das verbot sich, weil sich einfach noch nicht absehen ließ, ob sie die Insel auf dem gleichen Weg verlassen würden, auf dem sie gekommen waren. Wenn sie sie überhaupt wieder verlassen konnten! Mit einem tiefen Atemzug schüttelte Zamorra die sinnlosen Bedenken ab und folgte Bill Fleming, der bereits nach einer günstigen Aufstiegsmöglichkeit zwischen den Felsen suchte.

Dieser Teil des Unternehmens immerhin wurde weniger schwierig, als sie befürchtet hatten.

Eine schräge Geröllrinne zog sich zwischen den Klippen nach oben – selbst ein Kind hätte hier gefahrlos klettern können. Zamorra ging voran, Bill machte den Schluß, Nicole blieb in der Mitte. Der rote Widerschein des Sonnenuntergangs war erloschen, die Nacht senkte sich jetzt rasch herab. Kalter Wind kam vom Meer her, fing sich fauchend zwischen bizarren Felsformationen und übertönte die Schritte der drei Menschen. Unbehelligt erreichten sie die hügelige Hochfläche, und während im Westen ein letzter Streifen des Abendrots verglomm, als stehe fern das Meer in Flammen, orientierten sie sich am leisen Klang der lachenden, singenden Stimmen.

Nach einer Viertelstunde erreichten sie die Stelle, wo das Plateau in

unregelmäßigen Terrassenstufen abzufallen begann.

Sie sahen die Hütten, die Zelte, die Menschen um die glimmenden Feuer. Aber sie sahen auch die schmale Rampe, die zu einer Höhle in den Klippen führte, sie sahen die beiden Wächter im Licht einer zwischen Steine geklemmten Fackel – und alle drei hatten sie den gleichen Gedanken.

»Wenn wir Glück haben, stecken sie in der Höhle«, flüsterte Bill.

»Weit genug weg von Jubel, Trubel, Heiterkeit! Und wenn ich noch richtig sehen kann, müßten wir von hier aus ganz gut hinunterkommen.«

»Stimmt«, sagte Zamorra trocken. Auch er hatte den Einschnitt entdeckt, der neben der Höhle wie eine Art Klamm nach oben verlief. Er glaubte sogar, das schwache Blinken von Steigeisen zu sehen – und die Erkenntnis, daß es sich hier offenbar um einen vorbereiteten Fluchtweg für Notfälle handelte, ließ ihn das ganze Unternehmen wieder in einem hoffnungsvolleren Licht sehen.

»Versuchen wir's«, murmelte er. »Ich gehe als erster und setze die Wächter außer Gefecht. Am besten bleibt ihr ziemlich dicht hinter mir – wenn wir entdeckt werden, ist die Höhle ohnehin der einzige Platz, an dem wir uns einigermaßen verteidigen können.«

Die anderen nickten.

Nur wenige Minuten brauchten sie, dann hatten sie den Einstieg in die Klamm gefunden. Tatsächlich waren Steigeisen in die Felsen geschlagen worden. Lautlos kletterten die drei Menschen abwärts. Zamorra erreichte als erster die schmale Rampe – und immer noch von der vorspringenden Felsennase gedeckt tastete er mit der Rechten nach dem silbernen Amulett.

Er fühlte nichts.

Der echte Talisman war in der Nähe, das Urbild – und damit hatte das Gegenstück aus einer anderen, späteren Zeit wieder seine Kraft verloren. Aber Zamorra spürte auch keine dämonische Kraft, keine Ausstrahlung des Bösen. Leonardo war hier, der Geist Alban de Bayards in Leonardos Körper – doch nicht der Dämon! Der Ungeist glaubte sich als Sieger, glaubte sich für immer im Besitz der Freiheit und trieb im fernen zwanzigsten Jahrhundert sein Unwesen. Zamorra schauerte beim Gedanken an das, was inzwischen auf Château Montagne geschehen sein mochte. Aber jedenfalls war sein Gegner nicht hier – und wenn es ihm gelang, Alban de Bayard zu befreien, dann würde der Dämon in Leonardos Körper zurückkehren müssen und vernichtet werden.

Der Professor ließ das Amulett los und zog das Schwert aus der Scheide.

Bill und Nicole waren dicht hinter ihm, als er sich vorsichtig an den Felsenvorsprung heranpirschte und um die Ecke spähte. Die beiden

Wächter lehnten ahnungslos an der Wand, das Licht der Fackel geisterte unruhig über ihre braunen, verwegenen Gesichter. Zamorra atmete tief durch, überzeugte sich mit einem Blick, daß niemand drüben auf dem Plateau der Höhle sonderliche Beachtung schenkte – und dann handelte er so schnell, daß seine Gegner nicht einmal mehr dazu kamen, Schrecken zu empfinden.

Mit einem Sprung stand er auf der Plattform vor der Höhle.

Zweimal rasch hintereinander zuckte das Schwert vor, zweimal genügte eine leichte Berührung mit der Spitze der magischen Klinge – und die sarazenischen Freibeuter verharrten mit leeren Blicken und wie versteinert in ihrer Haltung.

Zamorra zog die Fackel aus dem Felsspalt.

Geschmeidig duckte er sich durch den niedrigen Höhleneingang.

Bill und Nicole folgten ihm. Eine runde Grotte öffnete sich vor ihnen, und im ungewissen Licht begegneten sie den Blicken von vier Männern, die an Händen und Füßen gefesselt und ihrer Rüstungen beraubt an der Felswand kauerten.

Drei blondhaarige, bärtige Hünen, die sich ähnlich sahen wie Brüder.

Und Leonardo de Montagne, der sich mit einem Ruck aufrichtete, dessen Augen weit wurden – und dessen Blick von der ersten Sekunde an wie gebannt an Zamorras Waffe haftete.

»Das Schwert des Feuers«, flüsterte er. Leise, tonlos – als spreche ein Fremder aus ihm. »Das Schwert des Feuers! Das ist…«

»Alban?« fragte Zamorra.

Verwirrt schüttelte Leonardo den Kopf. »Nein… nein … ich heiße nicht Alban …« Sein Blick löste sich von der schimmernden Klinge, glitt höher, flackerte auf, als er Zamorras Gesicht sah. »Ich kenne dich«, stieß er hervor. »Du hast mir den Brillanten genommen, du hast mir die Zukunft geweissagt. Wer bist du? Wie kommst du hierher? Warum nennst du mich bei einem fremden Namen?«

Zamorra zögerte.

Er spürte den Blick seines Gegenübers – einen zutiefst verwirrten Blick. Er fragte sich, wieviel er erzählen sollte, konnte, durfte. Er zweifelte, ob er ein Recht hatte, als Gast aus einer fremden Zeit einen Menschen mit dem Wissen um die Zukunft zu belasten – und spürte doch zugleich, daß er der Frage in den Augen des anderen nicht ausweichen konnte.

»Ich komme aus der Zukunft«, sagte er leise. »Mein Name ist Zamorra, und ich kämpfe gegen die Mächte der Finsternis. Den Brillanten nahm ich an mich, damit dich nicht der Fluch des Kalifen traf. Ein Fluch, der dich nach deinem Tode zu einem Dämon gemacht hätte, Leonardo…«

»Zu einem – Dämon?« echote der Kreuzfahrer tonlos.

»So ist es. Willst du die Wahrheit hören?«

»Ja«, flüsterte Leonardo. »Ja…«
»Dann höre zu! Achman verfluchte dich, als du ihm den Brillanten, den ›Stern des Morgenlandes‹, raubtest. Er verdammte dich zu ewiger Ruhelosigkeit und ließ deine Seele zu einem Dämon werden. Ich kam in diese Zeit, um den bösen Geist zu vernichten. Den ›Stern des Morgenlandes‹ brachte ich zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurück, der Fluch wurde ausgelöscht und…«
»Du sagst, daß Achman mich verfluchte? Aber wie kannst du das? Wie kannst du von Dingen sprechen, als seien sie wahr, wenn sie doch gar nicht geschehen sind? Wie…«
»Sie sind geschehen. Du tatest sie, und ich machte sie rückgängig. Was für dich das Morgen ist, ist für mich Vergangenheit. Ich stamme aus der Zukunft, und ich bin in deine Zeit gekommen, um den Lauf des Schicksals zu ändern. Hörtest du nie davon, daß es Tore gibt ins Reich der Finsternis und des Lichts? Und magische Straßen, die deine Zeit mit Zukünftigem und Vergangenem verbinden?«
Leonardos Augen wurden weit. Auch die drei anderen Ritter hörten gebannt zu. Gebannt – und gläubig, denn ihnen, den mittelalterlichen Kreuzfahrern, war die Welt des Übersinnlichen noch näher, vertrauter, selbstverständlicher als den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts.
Einer von ihnen, jünger als die anderen, mit glattem Gesicht und hellen Augen, hatte sich aufgerichtet und starrte Zamorra mit einem fast fiebrigen Ausdruck an.
»Ich verstehe dich«, sagte er heiser. »Für dich ist alles schon geschehen, und du weißt es. – Ich bin Volkhart von Toul! Das sind meine Brüder Richard und Germain! Kannst du auch uns die Zukunft sagen?«
»Ich kann es nicht. Weißt du alles, was vor dir je geschehen ist?«
»Nein«, murmelte Volkhart. »Aber Leonardo – warum kennst du gerade seine Zukunft?«
»Weil ich sein Nachfahre bin. Weil ich Château Montagne geerbt habe – und das Amulett.« Bei den letzten Worten hatte er sich wieder Leonardo zugewandt. »Siehst du den Talisman? Dir hat Achman ihn zum Geschenk gemacht, aber…«
»Ben Marut nahm ihn mir! Woher hast du ihn?«
»Wenn Ben Marut ihn nahm, dann befindet er sich immer noch in den Händen des Piraten. Das Amulett gehört dir, Leonardo, aber eines Tages wird es mir gehören, und deshalb trage auch ich es um den Hals. Es ist doppelt und ist doch eins. Denn da ich in dieser Zeit nicht zu Hause bin, bist du es, der über seine Macht gebietet.«
»Ich kenne seine Macht nicht«, murmelte Leonardo.
»Du wirst sie kennenlernen. Später…«
Der Kreuzfahrer senkte den Kopf. Ein Schatten verdüsterte sein Gesicht.

»Jener Dämon«, sagte er leise und tastend. »Hast du ihn vernichtet – oder ist er noch da? Ist er – in mir?«

»Nein, Leonardo. Als die Kraft des Fluches erlosch, hätte er sterben müssen, wieder zu einem Teil deiner Seele werden. Er aber verbannte an seiner Stelle Alban in deinen Körper. Alban de Bayard, den Geist eines Kreuzfahrers, ein Wesen aus der Dimension des Lichtes und des Guten.«

»Alban«, echote Leonardo leise. »Alban de Bayard…«

»Du kennst den Namen?«

»Ich weiß nicht.« Leonardo schüttelte den Kopf, seine Züge hatten einen Ausdruck schmerzhafter Konzentration angenommen. »Ich spürte etwas in mir – das nicht ich war. Ich erinnerte mich an Dinge, die ich nie erlebt hatte. Alban… Kennt er das Amulett? Kennt er es besser als ich?«

»Er kennt es.«

»Ist es wahr, daß es das Amulett Merlins ist? Das Amulett, das die letzten Gralshüter trugen? – Und Alban? Besitzt er ein Schwert? Das Schwert des Feuers?«

Zamorra nickte ruhig. »Hier ist es. Wirst du uns helfen, den Dä- mon zu besiegen, Leonardo?«

»Damit – jener Fremde von mir weicht? Und was wird dann mit mir geschehen? Mit dem Dämon?«

»Du wirst wieder, was du immer warst, Leonardo. Der Dämon stirbt. Er kehrt in deinen Körper zurück, als Teil deiner Seele, aber er wird nicht Herr über dich. Du kannst ihm gebieten, du kannst ihn beherrschen. Wenn du es willst! Und wenn du nicht der Versuchung erliegst, die Macht des Amuletts zum Bösen zu mißbrauchen…«

»Und – was muß ich tun?«

»Ich weiß es nicht, Leonardo. Nur einer kann uns vielleicht die Antwort geben. Alban de Bayard…« Für einen Moment blieb es still. Leonardos Lippen preßten sich hart aufeinander, in seinem bleichen Gesicht brannten die Augen. Zamorra spürte, wie es in ihm arbeitete, wie er mit sich kämpfte. Noch vor Tagen war er einer von unzähligen gläubigen Kreuzfahrern gewesen, sicher seiner selbst und sicher seiner Ziele, und das Amulett hatte ihm wenig bedeutet.

Jetzt war das Übersinnliche in sein Leben eingebrochen wie eine Flut, die die Deiche überspült, jetzt spürte er die Macht des Bösen über sich wie eine dunkle, drohende Wolke. Die Hölle selbst hatte ihr grausames Spiel mit ihm getrieben. Er wußte um den Fluch über seiner Zukunft; er hatte geglaubt, auf festem Grund zu stehen, und fand sich nun auf einem schmalen Grat wieder, neben dem Abgründe lauerten. Sein Blick spiegelte Furcht, Verwirrung – aber auch einen verzweifelten Mut, der entschlossen war, die Herausforderung des Schicksals anzunehmen.

»Rufe ihn«, sagte er heiser. »Rufe Alban des Bayard und versuche, ihn zu befreien…«

***

Unruhig geisterte der Schein des dreiarmigen Leuchters über die Wände.

Im zuckenden Kerzenlicht wirkten die Porträts der Ahnengalerie eigentümlich lebendig. Simone Aubry war es, die den Leuchter trug – ein neunzehnjähriges Mädchen, das ahnungslos in eine teuflische Falle gegangen war. Ihre Bewegungen wirkten steif und mechanisch wie die einer Marionette, ihr Gesicht war bleich, und der eigentümlich leere Blick hing an dem Mann, der vor ihr durch die Flure von Château Montagne ging. Der Dämon hatte Gestalt angenommen – aber seine Füße berührten den Boden nicht, sein Körper hatte nicht mehr Substanz als die Farbe auf dem Bildnis, dem er entstiegen war.

Nur die Kraft seines bösen Geistes wirkte. Frei konnte er zwischen den Dimensionen schweifen, konnte Menschen unter seinen Bann zwingen und sich ihren Willen Untertan machen – doch um in der realen Welt real zu handeln, brauchte er Körper, die seinen Geist aufnahmen.

Simone ahnte nicht, daß sie dazu ausersehen war, diesem Zweck zu dienen.

Ihr Bewußtsein schlief, eine tiefe Trance umfing sie. Willenlos blieb sie stehen, als auch der Dämon stehenblieb, und ihr Blick folgte dem seinen, der mit einem höhnischen Glitzern über die goldgerahmten Gemälde glitt.

»Da sind sie ja alle versammelt«, zischte er mit bösem Spott. »Meine Familie – lange habe ich nichts mehr von den feinen Herrschaften gesehen. Fromme Narren!« Er kicherte heiser, seine Lippen verzerrten sich. »Ein Haufen Verrückter, die den Priestern nachrannten, weil sie sich einbildeten, ein Fluch laste auf ihrem Geschlecht. – Da ist ja auch mein Sohn! Chlodwig, der Weichling mit dem Tugendgesicht! Oder nein, nicht mein Sohn – was habe ich mit Leonardo zu schaffen! Dem Teufel verschrieb er sich, dieser größte Narr von allen! Seine Seele verkaufte er – und nicht einmal um den Preis von Macht und ewiger Freiheit, sondern damit Satanas die schöne Yamina von einer tödlichen Krankheit heile. Von ihr gibt es kein Bild, scheint mir! Eine Ungläubige war sie, eine Fremde. Die fromme Sippe hat sie getilgt aus ihrer Erinnerung…«

Mit einem häßlichen Auflachen wandte der Dämon sich ab. Sein Blick traf das Mädchen, das seinen Worten gelauscht hatte wie einem geheimnisvollen Lied in fremder, unverständlicher Sprache.

Gebannt stand Simone da, völlig jenem anderen Willen unterworfen – und sie vermochte sich auch nicht zu rühren, als der Unheimliche

jetzt langsam auf sie zutrat.

»Sieh dich um!« krächzte er. »Dies ist mein Haus! Château Montagne wird wieder mir gehören. Und du wirst mir helfen, du wirst mir deinen Körper geben…«

Er streckte die Hand aus.

Seine Finger berührten Simones Schulter – eine seltsam körperlose Berührung. Mit einer langsamen Bewegung zog er sie an sich, umfaßte sie – und in der gleichen Sekunde begann seine Gestalt zu verblassen.

Er wurde förmlich aufgesogen.

Für einen Moment schien das durchsichtige Abbild seiner Gestalt den Körper des Mädchens noch wie eine Aura zu umgeben – dann verschwand auch diese gespenstische Projektion. Simones Glieder strafften sich. Ihr blasses, entrücktes Gesicht gewann wieder Leben, der Blick verlor die Starre – und als sie jetzt langsam den Kopf wandte, brannte in ihren Augen ein wildes, dämonisches Licht.

Sie war nicht mehr sie selbst.

Sie war nur noch eine tote Hülle, eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden tanzte.

Der Dämon hatte vollends von ihr Besitz ergriffen, hatte sie zu seinem eigenen Körper gemacht – und tief in ihr erwachten Gier und Mordlust wie ein verzehrendes Feuer.

***

Für einen Moment war die Stille dicht und undurchdringlich wie ein körperliches Gewicht.

Ganz langsam hob Zamorra das Schwert des Feuers. Die nadelscharfe Spitze berührte Leonardos Stirn – und in der gleichen Sekunde begann eine jähe Verwandlung.

Die breite Klinge glänzte auf, leuchtete in einem unwirklichen goldenen Licht.

Leonardos Züge erstarrten.

Wie versteinert kniete er am Boden, sein Blick zerfaserte, schien sich zu verlieren in unendlicher Ferne – und doch war da noch etwas anderes als bei den Männern, die Zamorra vorher mit dem magischen Schwert gebannt hatte.

Leonardo verharrte gleich einer Statue.

Aber tief in ihm, tiefer als sein Bewußtsein und tiefer noch als die Abgründe seiner Seele, begann sich etwas zu regen, das das Schwert des Feuers nicht gebannt, sondern erweckt hatte. Ein tiefer Atemzug bewegte Leonardos Brust. Immer noch ging sein Blick ins Leere, wirkten seine Augen ausdruckslos wie Glas – aber auf dem Grund seiner Pupillenschächte glomm ein Licht auf, das seinen leeren Blick auf seltsame Weise erhellte.

Seine Lippen bewegten sich.

Doch es war nicht er, der sprach – es war die dunkle, wohltönende Stimme eines anderen.

»Zamorra?« fragte er leise.

»Alban! Kannst du mich hören?«

»Ich höre dich, Freund«, antwortete der Geäst. »Lange schlief ich, aber das Schwert des Feuers erweckte mich. Ich wußte, daß du stärker sein würdest als jener andere.«

»Noch ist er nicht besiegt! Und er wird nicht vernichtet werden, solange du eins bist mit diesem Körper. Ich kenne das Mittel nicht, Alban!«

Über die erstarrten Züge Leonardo de Montagnes glitt ein geisterhaftes Lächeln.

»Das Schwert des Feuers ist stark«, sagte die Stimme des Geistes.

»Das Schwert ist meine Macht, es schied mich jahrhundertelang von den Ausgeburten der Finsternis, und es wird mich auch scheiden vom Körper eines lebenden Menschen. Nimm das Schwert, mein Freund! Wenn du es vermagst, diesen Körper mit einem einzigen Hieb zu spalten, dann hast du meinen Geist daraus befreit.«

Stille folgte seinen Worten.

Zamorra spürte das jähe Hämmern seines eigenen Herzens, und das Schwert schien plötzlich schwerer in seiner Hand zu liegen.

»Und Leonardo?« fragte er leise.

»Leonardo wird leben. Der Dämon wird zurückkehren müssen in sein Gefängnis und auf immer vernichtet sein. Vertraue mir, Freund…«

Zamorras Stimme klang rauh. »Und wenn ich es nicht schaffe? Nicht mit einem einzigen Hieb?«

»Dann hast du uns beide getötet. Leonardo wird sterben, ich werde der Verdammnis verfallen, und keine Waffe hilft mehr gegen den Dämon, auch nicht das silberne Amulett.«

Zamorra schwieg.

Seine Rechte krampfte sich um den Schwertgriff, wie ein Bleigewicht spürte er die Verantwortung, die in diesen Sekunden allein auf ihm lastete. Leonardo hatte ihm vertraut – durfte er sein Leben riskieren? Und auf der anderen Seite – durfte er Alban, der ihm geholfen hatte, seinem Schicksal überlassen? Der Professor preßte die Zähne aufeinander. Er dachte an den Dämon. An jenes grausame Höllenwesen, das stärker war als das Amulett. Auf ewig würde der böse Geist sein Unwesen treiben, unbesiegbar; dies hier war die einzige und letzte Chance, seiner Herr zu werden – und mit einem tiefen Atemzug traf Zamorra seine Entscheidung.

Er mußte es versuchen.

Ganz gleich, was daraus wurde – er hatte keine Wahl…

Seine Muskeln spannten sich, für eine endlose Sekunde sammelte sich die Kraft seiner Muskeln, seines Willens, seines Geistes zu einer

verzweifelten Anstrengung – und ganz langsam hob er das magische Schwert hoch über seinen Kopf und ließ es herabsausen…

***

Mit einem Ruck fuhr der alte Raffael aus seinem unruhigen Schlaf hoch.

Atemlos lauschte er – aber kein Laut drang an sein Ohr. Was hatte ihn geweckt? Eine Ahnung? Die düstere Ausstrahlung des Bösen?

Sein Blick suchte das Kruzifix, das von innen an der Tür hing. Wieder spürte er die Gefahr, mußte gegen den Impuls kämpfen, Château Montagne fluchtartig zu verlassen und so viele Meilen wie möglich zwischen sich und das Schloß zu bringen – aber auch diesmal überwog das Gefühl, daß in Zamorras Abwesenheit wenigstens einer dasein mußte, der aufpaßte, beobachtete, dem Ärgsten wehren oder zumindest später Bericht erstatten konnte.

Raffael wußte, daß er keine Chance gegen *ihn* hatte – aber er brachte es trotzdem nicht fertig, seinen Platz zu räumen.

Zu lange hatte er den Familiensitz gehütet: Während der vielen Reisen Louis de Montagnes, während der langen Krankheit von Louis' Vater. Immer waren jene dunklen Mächte dagewesen, hatten als stete leise Bedrohung unter der Oberfläche gelauert – und jetzt, da aus der Drohung wieder einmal Realität geworden war, wollte der alte Diener wenigstens versuchen, ihr entgegenzutreten.

Aus einer dunklen Ahnung heraus hatte er sich völlig angekleidet auf das Bett gelegt – jetzt nahm er nur noch das Kruzifix von der Tür und streifte sich die dünne Schnur über den Kopf. Ob es ihn schützen würde, ob es nur Tand war für den Unheimlichen, der draußen sein Unwesen trieb – Raffael wußte es nicht. Seine Finger zitterten leicht, als er die Klinke niederdrückte, aber er öffnete ohne Zögern die Tür und trat über die Schwelle.

Ein langer Flur führte von der ehemaligen Kemenate ins Haupthaus.

Die Halle lag im Mondlicht – Raffael runzelte die Stirn, denn er war sicher, daß er alle Vorhänge geschlossen hatte. Langsam stieg er über die breiten Steinstufen, hinauf in die Ahnengalerie, in der er fast hellsichtig den Ursprung des unheimlichen Einflusses vermutete – und auch hier schimmerte fahles Mondlicht, obwohl es überhaupt kein Fenster gab, durch das es hätte eindringen können.

Fünf Schritte – dann machte der Gang eine Biegung.

Raffael ging weiter, vorbei an den Porträts Chalderons, Teilharts, Montagos. Für einen Moment haftete sein Blick an dem schönen, ein wenig fremdartigen Antlitz Anais de Montagnes – und als er den Kopf wandte, blieb er stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Alles hatte er erwartet – aber nicht das…

Nicht ein attraktives junges Mädchen in Jeans, T-Shirt und flotter Lederjacke!

Sie stand mitten im Flur, ganz selbstverständlich. Glattes blondes Haar fiel ihr auf die Schultern, das Gesicht war dezent zurechtgemacht, ihr Lippenstift zeigte die neueste Modefarbe. Sie paßte zwar nicht in diese Umgebung, doch sie sah so vollkommen normal aus, glich so sehr den anderen Mädchen ihres Alters, denen man auf Schritt und Tritt begegnete, daß sich die furchtsame Spannung des alten Dieners für einen Moment in fassungsloser Verblüffung auflöste.

Daß die Mädchengestalt das Zentrum des eigentümlichen Lichtes bildete, das den Gang erhellte, bemerkte er erst mit Verzögerung.

Sein Herz machte einen schmerzhaften Sprung.

Unwillkürlich tastete er mit der Rechten nach dem Kruzifix an seiner Brust – und im gleichen Moment verzerrte sich das Gesicht des Mädchens zu einem niederträchtigen, ungemein bösen Lächeln.

Ihre Hände hoben sich.

Wie Krallen krümmten sich die Finger mit den lackierten Nägeln, ein leises Fauchen kam tief aus ihre Kehle. Geduckt machte sie einen Schritt nach vorn, einen zweiten, einen dritten. Ihre Augen brannten in einem wilden, verzehrenden Feuer, die Lippen zogen sich von den Zähnen zurück – und voller Entsetzen erkannte Raffael, daß es die spitzen, nadelscharfen Zähne eines Raubtiers waren.

Der alte Diener wich zurück.

Angst würgte ihn. Schweiß brach aus seinen Poren, sein Herz hämmerte. Mit einem Ruck riß er sich das Kruzifix vom Hals, hielt es dem unheimlichen Wesen in der ausgestreckten Hand entgegen – aber das besessene, willenlose Werkzeug des Dämons kicherte nur.

Die Augen glühten auf.

Flammen schienen aus ihnen hervorzubrechen – gleißende Strahlen, die Raffaels Haut versengten und ihn wie Stromstöße trafen. Er blieb stehen, ohne es zu wollen, ohne es auch nur zu wissen. Immer näher kam die Bestie. Eiskalter Schrecken durchzuckte das Opfer, als ihm bewußt wurde, daß es sich nicht mehr zu rühren vermochte.

Der alte Diener zitterte am ganzen Körper, wie eine Flutwelle rüttelte die Panik an den Schranken der Beherrschung, und seine Stimme war nur noch ein krächzender Hauch.

»Weiche!« flüsterte er. »Weiche von mir, Dämon! Geh dahin zurück, woher du gekommen bist! Weiche und…«

Blitzartig zuckte die gekrümmte Klaue vor.

Raffael schrie auf, als ihm das Kruzifix aus den Fingern gefegt wurde und klirrend gegen die Wand prallte.

Grausamer Triumph verzerrte das Mädchengesicht, immer größer, immer glühender wuchsen die Augen, und der alte Mann hatte das

Gefühl, als überrolle ihn das Entsetzen wie eine Lawine.

Schon spürte er den heißen, stinkenden Atem des Dämons, schon tasteten die Finger nach seiner Kehle – da war es plötzlich, als gehe ein Ruck durch die sprungbereite, geduckte Gestalt.

Die Besessene erstarrte.

Mit einem wilden Schrei fuhr sie zurück, das Gesicht verzerrte sich zu einer noch gräßlicheren Fratze. Hoch aufgerichtet stand sie da, zitternd, mit aufgerissenen Augen – wie in der Erwartung, daß jeden Moment etwas unsagbar Grauenvolles über sie hereinbrechen würde. Ein seltsames, pfeifendes Geräusch füllte die Luft. Jäh zuckte ein Blitz auf, für einen Moment blendete eine Explosion gleißender Helligkeit Raffaels Augen – und der gellende, rasende, wahnwitzige Schrei des Dämons schien seine Trommelfelle zu sprengen.

Wie abgeschnitten verstummte das Geheul.

Ein Windstoß fegte durch den Gang, ließ irgendwo schmetternd eine Tür zuschlagen. Immer noch war Raffael geblendet. Der blutrote Schleier lichtete sich nur allmählich, auf neue Schrecken gefaßt, riß er die Augen auf – aber er sah nichts von dem, was er erwartet hatte.

Das Mädchen stand vor ihm.

Ein ganz normales Mädchen, blond, blaß, ein wenig atemlos.

Verwirrt sah sie sich um, angstvoll, wie aus einem wirken Fiebertraum erwachend – und der alte Butler begriff mit einem Gefühl fast schwindelerregender Erleichterung, was geschehen sein mußte.

Zamorra!

Er hatte es geschafft!

Irgendwie und irgendwo hatte er es genau in dieser Sekunde geschafft, den Dämon Leonardo de Montagnes endgültig zu vernichten – und ihm, Raffael, blieb nur noch eins: Das Mädchen zu beruhigen, das nicht die leiseste Ahnung hatte, wie es hierherkam, ihr zu helfen und sie nach Möglichkeit davon zu überzeugen, daß irgendein Unfall eine kurze Gedächtnislücke bei ihr ausgelöst haben müsse…

***

Grellweiß erhellte der Blitz die Höhle.

Für einen winzigen Moment, gleich einer Vision, glaubte Zamorra, dicht vor sich die beiden Hälften eines Körpers nach links und rechts niedersinken zu sehen – dann zwang die blendende Helligkeit ihn, die Augen zu schließen. Schwindel ergriff ihn. Glühte das Schwert in seiner Hand? War die jähe, erschreckende Strahlung nur Einbildung? Feuerräder schienen in seinem Schädel zu kreisen. Eine Art kalter Glut hüllte ihn ein, ganz kurz nur spürte er den fauchenden Windstoß – und dann, während er noch das entsetzte Aufstöhnen der anderen hörte, wich das dumpfe, betäubte Schweigen plötzlich einer Stille, deren schwebende Leichtigkeit er fast körperlich zu spüren meinte.

Er öffnete die Augen.

Alles in ihm verkrampfte sich, schien erstarrt in der Furcht, irgendein blutiges, barbarisches Bild des Grauens zu sehen – und gleichzeitig spürte er, ungläubig noch, ein starkes Gefühl der Befreiung. Sein Blick haftete an Leonardo de Montagne, der zu Boden gesunken war – reglos, tief und gleichmäßig atmend, als schlafe er.

Wie eine kaum sichtbare Narbe zog sich über das Gesicht des Kreuzfahrers eine haarfeine rötliche Linie, die von Sekunde zu Sekunde verblaßte. Seine Züge wirkten friedlich, entrückt – und als Zamorra den Blick hob, sah er dort, wo Leonardo vor dem Hieb mit dem Feuerschwert gestanden hatte, einen hellen, durchsichtigen Schleier.

Alban!

Der Geist Alban de Bayards, körperlos und verschwimmend…

Weiß bauschte sich der Kreuzfahrermantel um seine Schultern, das edle, männliche Antlitz wandte sich Zamorra zu, und in der Stimme schwang der dunkle Klang einer unbegreiflichen, schmerzlichen, tiefen Ruhe.

»Ich danke dir, mein Freund«, sagte er halblaut. »Du hast mich befreit, aber dies ist nicht meine Welt, dies ist kein magischer Ort wie die Pyramide in der Wüste, wo ich Gestalt annehmen könnte. Mein Reich ruft mich zurück. Den Gesetzen meiner Dimension muß ich folgen, oder ich werde der ewigen Verdammnis anheimfallen. Behalte das Schwert, Meister des Übersinnlichen, denn wir sehen uns wieder! Aber nicht an diesem Ort wird es sein. Von diesem Ort kann ich dich und deine Freunde nicht hinwegführen, hier kann ich nur noch kurze Zeit verharren, bis die Mächte mich rufen, denen auch ich Untertan bin…«

»Das Amulett«, sagte Zamorra heiser.

»Das Amulett der letzten Gralshüter, Merlins geheiligter Talisman – er befindet sich in den Händen der Piraten…«

»Ich werde ihn holen. Merlin wird mit mir sein und seine Hand über mich halten, für diese wenigen Minuten noch. Schnell muß es gehen! Sehr schnell… Nicht nach Stundenmaß zählt das Leben meines Geistes, aber Unheil ist, wo das Ewige in die Zeit bricht und die Zeit in das Ewige …«

Bei den letzten Worten verblaßte die durchsichtige Gestalt.

Von einem Sekundenbruchteil zum anderen verschwand sie, schien sich buchstäblich in Luft aufzulösen – und mit einem leichten Schauer lauschte Zamorra den dunklen Worten nach, die immer noch in ihm klangen.

Erst jetzt wurde ihm wieder die Gegenwart der anderen bewußt.

Richard von Toul und seine Brüder, die in staunendem Schrecken gelähmt waren.

Leonardos unruhig werdende Atemzüge.

Und Bill und Nicole, die das Schauspiel gebannt verfolgt hatten, die es besser und schneller begriffen als die überwältigten Kreuzritter – und die trotz allem wie unter einem Zauber standen, aus dessen dunkler, traumhafter Magie sie sich nur langsam zu lösen vermochten.

Nicoles Augen brannten in tiefem, verwundertem Feuer.

Mit einem seufzenden Atemzug wandte sie sich um. Und fast widerwillig schien sie die Stille zu brechen, die Albans Stimme mit einer Melodie aus einer anderen, lichteren, geheiligten Welt erfüllt hatte.

»Der Dämon«, formten ihre Lippen – leise und fragend.

»Es ist getan«, sagte Zamorra ruhig. »Er ist tot, ist vernichtet in seiner unnatürlichen, dämonischen Existenz. Er wurde wieder, was er war: Der dunkle, zwiespältige Teil von Leonardos Selbst, die Nachtseite seiner Seele.«

»Die Nachtseite«, wiederholte die junge Frau leise und nachdenklich. »Die Kraft, die ihn vernichten wird und ins Unglück stürzen, nicht wahr?«

Zamorra zögerte.

Sein Blick tastete zu Leonardos Gesicht – ein Blick, vor dem für Sekunden alles zu versinken schien außer den entspannten, friedlichen Zügen des Schlafenden.

»Vielleicht«, sagte er leise. »Vielleicht haben wir in diesen Sekunden Leonardos Schicksal besiegelt. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß wir keine andere Wahl hatten…«

***

Ben Marut, der Pirat, war allein in seiner Hütte.

Die Freunde, die schöne Tänzerin, selbst seinen engsten Vertrauten – er hatte sie weggeschickt. Schlaf fand er nicht, unruhig lief er in dem schwach erhellten Raum auf und ab, eine seltsame Erregung trieb ihn umher – und doch wollte er in dieser Nacht allein sein. Er grübelte.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu den gefangenen Kreuzrittern zurück, zu jenem Mann, der den Spähtrupp geführt und dem er das seltsame vom Hals gerissen hatte. Etwas von der dunklen Zwiespältigkeit Leonardos, von der unbestimmten, noch gestaltlosen Trauer war auf Ben Marut übergesprungen. Jener Fremde schien keine Furcht zu kennen, schien gleichgültig zu sein gegen das Schicksal, das ihm drohte – als sei sein Geist in einem anderen Drama befangen, gegen das alles Äußere verblaßte. Der Blick des Piraten haftete an dem Amulett. Er bereute plötzlich, es an sich genommen zu haben, fürchtete sich davor, es zu behalten – empfand ganz deutlich, daß er an etwas gerührt hatte, an das er nicht rühren durfte. Wer es wagte, dem Geschick in den Arm zu fallen, den würde das Geschick schlagen,

sagten die Weisen. Und jener Fremde – war das Walten eines düsteren Schicksals nicht spürbar um ihn wie eine Aura? Hatte er seinen eigenen Unstern mit sich getragen an dieser Silberkette, die jetzt zerrissen war? Ben Marut preßte die Lippen zusammen, lauschte in sich hinein – und wie als Antwort auf die unausgesprochene Frage war da eine geisterhafte Stimme, die von überall gleichzeitig zu kommen schien und sich doch nur in seinem Gehirn zu Worten und Sätzen formte.

»Marut!« klang es. »Ben Marut, höre mich! Ein Geist bin ich. Ein mächtiger Fürst aus der Dimension des Lichts und einer der Hüter des Amuletts, das du mit frevelnder Hand berührtest…«

Der Pirat blieb starr stehen.

Er hielt den Atem an, lauschte. Kein Zweifel, die Stimme war da – und ihre Worte besaßen eine dunkle, beschwörende Magie, die nicht beängstigend wirkte, sondern Maruts Geist gefangennahm wie ein geheimnisvoller Zauber.

»Ich – wußte es nicht«, sagte er langsam. »Ich sah nur ein silbernes Schmuckstück und kannte nicht die Bedeutung. Nimm es zurück! Nimm es…«

Ein leichter Luftzug traf sein Gesicht.

Immer noch starrte er das Amulett an – und zuckte zusammen, als es sich plötzlich bewegte, sich von dem niedrigen Tisch erhob und schwebend an der zerrissenen Kette hin und her schwang.

Hell und klar erglänzte das Silber, ein sprühender Schein umgab es, die funkelnden Reflexe ließen tief in Maruts Innerem eine unsichtbare Saite vibrieren. Wie von einer jähen, unerklärlichen Sehnsucht getrieben streckte er die Hand aus – und senkte sie wieder. Ein Schatz war es, der vor seinen Augen langsam durch die Luft entschwebte, ein unermeßlich wertvolles Kleinod. Doch es gehörte ihm nicht, und er fühlte, daß es Unheil bringen würde, seine Finger daran zu legen. Er schauerte. Gebannt folgte sein Blick der silbernen Bahn – und erst an der Tür verharrte der Talisman in der Hand des Unsichtbaren für einen Moment, gleich einem Stern im Halbdunkel.

»Laß meine Freunde ziehen«, klang wieder die Stimme auf. »Halte sie nicht! Verwirre nicht die Fäden des Schicksals mit zuckenden Händen! Bleibe hier, Ben Marut! Laß das Geschick seinen Lauf nehmen! Schlafe…«

»Ich bleibe… schlafe …«, wiederholte der Pirat mechanisch.

Die Tür schwang zurück.

Langsam, vollkommen geräuschlos schloß sie sich wieder. Ben Maruts Blick haftete auf dem dunklen Holz, haftete auf der Stelle, wo noch ein schwacher silberner Widerschein zu leuchten schien, und mit dem nächsten Atemzug überkam ihn eine tiefe, friedvolle, von allen Fragen und Zweifeln befreite Ruhe.

Nur ein Hauch war es, den er von der Sphäre Alban de Bayards verspürt hatte.

Ein Hauch, der genügte, in der düsteren Besessenheit dieser Seele für eine Weile wieder die Sehnsucht nach dem Licht zu erwecken…

***

»Da!« flüsterte Nicole.

Zamorra wandte sich um. Ein silbriger Schimmer füllte den Höhleneingang, das Amulett schien zu schweben. Nichts war zu sehen von Alban de Bayard, nicht einmal das durchsichtige geisterhafte Abbild, und Zamorra begriff, daß der Kreuzfahrer nur noch mit äußerster Anstrengung dem Sog widerstehen konnte, der ihn in seine Dimension zurückzog.

»Das Amulett«, flüsterte eine Stimme so leise wie ein Hauch.

»Freiwillig gab Ben Marut es zurück, und dem Schicksal wird er sich nicht mehr in den Weg stellen. Leonardo – höre mich!«

Der Kreuzritter hob den Kopf.

Eben noch hatte er reglos in dem tiefen, ohnmachtsähnlichen Schlaf gelegen – jetzt stand er auf wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen. Starr haftete sein Blick an dem Amulett. Sein Geist war von weither zurückgekommen, die seltsame Entrücktheit seiner Züge verriet, daß er ganz im Banne des Augenblicks stand – und für ein paar Sekunden schien nichts mehr für ihn zu existieren außer jenem Unsichtbaren, der durch die Grotte auf ihn zukam.

Langsam sank Leonardo auf die Knie.

Das Amulett schwebte auf ihn zu, die Kette, wieder zusammengefügt kraft weißer Magie, glitt über seinen geneigten Kopf und schlang sich um seinen Hals. In reinem Silberglanz strahlte der Talisman, sein Licht füllte die Höhle mit unwirklichem Schimmer, und Leonardo verharrte, als lausche er auf eine Melodie, die nur er allein hören konnte.

»Merlins Amulett«, klang die Stimme des Geistes. »Ein Zauberer schmiedete es, Satans eigener Sohn, gezeugt mit einer reinen Jungfrau, um die Welt dem Bösen zu gewinnen. Merlin widerstand… Weiße Magie weihte das Amulett, und es ist bestimmt dazu, dem Bösen zu wehren. Dein ist es! Widerstehe auch du …«

»Ja«, flüsterte Leonardo. »Ja…«

Etwas schien ihn zu berühren, erschauernd schloß er die Augen.

Ganz schwach glänzte ein Schleier im Raum auf – Widerschein der Gestalt im weißen, wehenden Kreuzfahrermantel. Noch einmal verharrte Alban, noch einmal hob er die Stimme, doch die Worte waren nur noch ein leises, verwehendes Raunen: »Ich kann nicht bleiben… Meine Dimension ruft mich zurück, dem Sog muß ich folgen … Um Mitternacht erwarte ich euch auf dem Schlachtfeld, zur Stunde der Geister, zur Stunde der toten Seelen … Um Mitternacht …«

Die Stimme verklang.

Auch das silbrige Leuchten erlosch, schien von der Nacht aufgesogen zu werden, und nur noch der unruhige Fackelschein huschte über die Felswände. Für einen Moment blieb es still. Eine tiefe Stille – wie die nach dem Erwachen, wenn sich der Geist noch traumbefangen aus dem Gespinst einer anderen Welt löst. Leonardo erhob sich, blieb einen Augenblick lang mit hängenden Armen in der Mitte der Grotte stehen, als lausche er der Stimme nach. Mechanisch hob er die Hand und rieb sich über die Augen, und als er sich Zamorra zuwandte, war sein Blick voller quälender Zweifel.

»Was ist geschehen?« fragte er tonlos. »Für einen Moment kam es mir vor, als werde ich zerrissen, gespalten von einem Schwert.«

»So war es. Aber das Schwert des Feuers ist eine magische Waffe.«

Zamorra senkte den Blick auf die Klinge, und erst jetzt wurde ihm bewußt, daß Alban sie auch jetzt nicht zurückgenommen hatte. »Du lebst, Leonardo. Alban wurde befreit, und der Dämon starb.«

»Er starb? Er verlor seine Macht?«

»Er verlor seine Existenz als selbständiges dämonisches Wesen, und er verlor die Macht, jemals auf die Welt zurückzukehren und sich andere Menschen zu unterwerfen. Jetzt unterliegt er den ewigen Gesetzen von Leben und Tod, und lebendig ist nur noch die böse Substanz, aus der er geschaffen wurde.«

»Lebendig in mir«, murmelte Leonardo. Fast unwillig schüttelte er den Kopf, als Zamorra etwas sagen wollte. »Ich weiß es, ich habe begriffen, was du mir damals prophezeitest. Vielleicht ist es wahr, vielleicht ist mir am Ende die Hölle bestimmt. Aber jetzt und hier habe ich eine andere Bestimmung. Raymond Navarre schwor ich die Treue, und die Treue werde ich ihm halten…«

Zamorra nickte nur. Auch er hatte verstanden.

»Wir lassen das Boot in der Bucht«, sagte er ruhig. »Gemeinsam sind wir stark genug, um ein Schiff zu nehmen und die Insel zu verlassen. Unser Ziel ist das gleiche, Leonardo – das Schlachtfeld, auf dem die Kreuzfahrer kämpften. Auf uns warten Alban de Bayard und die Toten – und auf euch die Lebendigen…«

Ein paar Minuten später waren sie unterwegs.

Friedlich lag die Insel in der Dunkelheit: Nur noch vereinzelt drangen Stimmen vom Plateau herüber, und der Mond übergoß Felsen und Sand mit seinem fahlen Schleier. Im Meer spiegelten sich als verschwimmende Flecken die Sterne, die am Nachthimmel wie Brillanten auf schwarzem Samt funkelten, und weit im Süden stießen Himmel und Meer in einer dünnen Linie zusammen. Dort irgendwo mußte die Küste liegen, dort war ihr Ziel – und Zamorra preßte die Lippen zusammen beim Gedanken daran, wieviel davon abhing, daß sie es erreichten.

Sie benutzten die Klamm, die am Eingang der Grotte vorbei bis zum Wasser hinunterführte.

Der Strand war hier breiter, zog sich im Bogen bis zu dem natürlichen Hafen, den zwei felsige Landzungen begrenzten. Friedlich dümpelten die Schiffe, mit gerefften Segeln und knarrender Takelage. Gab es Wächter? Posten, die die kleine Flotte beobachteten? Zamorra zögerte einen Moment, als er das letzte Steigeisen losließ und in den knirschenden Sand sprang, und gab dann den anderen ein Zeichen, im Schutz der Klamm zu warten.

Vorsichtig pirschte er sich bis zu den Klippen, die wie die überdimensionale Pranke eines Raubtiers ins Meer vorsprangen. Über den Felsenwall hinweg konnte er die verblüffend verschiedenartigen Schiffe sehen, die Jolle am Strand – und den zur Seeseite offenen Unterstand, in dem das Licht einer Fackel flackerte. Gestalten bewegten sich. Drei? Vier? Zamorra konnte es nicht erkennen, aber er wußte, daß sie nicht ungesehen an ihnen vorbeikommen würden.

Auf einen Wink lösten sich die anderen aus dem Schatten der Klamm: Nicole und Bill, Leonardo de Montagne, die drei Lothringer, die sich mit Dolchmessern und Säbeln der gebannten Wächter vor der Höhle bewaffnet hatten. In den Augen des jungen Volkhart blitzte es kampflustig, beruhigend legte ihm sein Bruder die Hand auf die Schulter. Zamorra wies nach rechts, die anderen folgten ihm, und erst als sie auf gleicher Höhe mit der Holzhütte waren, verließen sie den Schutz der Felsen.

Dem Unterstand näherten sie sich von der Rückseite.

Stimmen waren zu hören, Gelächter, die Geräusche von zu Boden fallenden Holzstäben, die in einem alten Glücksspiel die Würfel ersetzten. Von zwei Seiten, dicht gegen die Holzwände geduckt, näherten sich die Männer dem hellen Viereck. Jemand gähnte hörbar.

Waffen klirrten, als er die Glieder reckte. Zamorra spähte um die Ecke, nickte der bärtigen Gestalt Richard von Touls zu, der sich auf der anderen Seite des Gebäudes in sein Blickfeld schob – und dann ging alles blitzschnell und so gut wie lautlos.

Drei Wächter waren es, die sich in dem überdachten Raum aufhielten.

Sie begriffen nicht, was ihnen geschah.

Schatten wuchsen vor ihnen empor, stumm und verbissen fielen Leonardo und die Lothringer über sie her, und ehe sie schreien und sich wehren konnten, zuckte vor ihnen bereits die breite, in goldenem Feuer funkelnde Klinge eines Schwertes.

Auch diesmal genügte die dreifache Berührung.

Die Wächter fielen in Trance. Rasch fing Zamorra die Hand des jungen hitzköpfigen Volkhart von Toul ab, und ungläubig erkannte der Lothringer, daß von den Gegnern keine Gefahr mehr drohte.

Der Weg war offen, der Weg zu den Schiffen, zur Freiheit, vielleicht auch zur Rettung der restlichen Kreuzfahrer, die noch in der Wüste herumirrten, und Leonardo war der erste, der mit funkelnden Augen und keuchenden Lungen den Strand überquerte und in die kleine Jolle sprang.

Minuten später trieben kräftige Riemenschläge das Fahrzeug über das Wasser.

Einen kleinen, schnellen Segler steuerten sie an – ein Schiff, von dem Herzog Richard behauptete, daß er es steuern könne. Bill Fleming maß das aufgegeite Rahsegel mit skeptischen Blicken, doch dann, bei den ersten geflüsterten Kommandos, wurde auch ihm klar, daß der blondbärtige Ritter nicht übertrieben hatte. Oft waren die Kreuzfahrer auf ihren Zügen gezwungen gewesen, Meere zu überqueren, manche hatten gelernt, mit Wind und Wellen umzugehen – und Richard von Toul gehörte zweifellos zu ihnen.

Aufgerichtet stand er auf dem hochgezogenen Vorkastell, befahl mit Handbewegungen, um niemanden durch laute Kommandos aufmerksam zu machen. Stage zischten, der Segelbaum knarrte, hell rieb das Ankerkabel beim Einholen in den Führungen. Geschickt wie eine Katze kletterte Volkhart die Strickleiter am Mast hoch, verharrte einen Moment mit leuchtenden Augen und wehendem Haar, und dann, auf den letzten Wink seines Bruders, bediente er die Fallen, als habe er sein Leben lang nichts anderes getan.

Knatternd entfaltete sich das weiße Rahsegel.

Wind ließ das Tuch flappen, blähte es und packte, als die Rah dem Zug der Brassen folgte. Langsam erst, dann zügiger setzte sich das Schiff in Bewegung, glitt majestätisch durch die Bucht, und Herzog Richard selbst übernahm das Stevenruder, um die enge, gefährliche Ausfahrt zwischen den Felsenzungen nicht zu verfehlen.

Sie hatten bereits das offene Meer erreicht, als die Piraten sie bemerkten.

Schreie gellten auf.

Zwischen den Hütten und Zelten des Plateaus wurde es lebendig, Fackeln flackerten, Gestalten liefen hin und her. Leonardo war zu Zamorra, Bill und Nicole auf das Achterkastell gekommen und spähte aus schmalen Augen zur Insel hinüber.

»Sie laufen zu Ben Marut«, sagte er leise. »Das flache weiße Haus dort – seht ihr? Wir hätten die Schiffe zerstören sollen! Gleich werden sie kommen…«

Aber sie kamen nicht.

Erregt, zornig, wild gestikulierend liefen sie zusammen, wiesen immer wieder aufs Wasser hinaus, liefen schließlich in Scharen herunter zum Hafen. Dort aber blieben sie stehen, Fäuste und Waffen schüttelnd, keiner machte Anstalten, an Bord zu gehen – und Zamorra

glaubte wieder, die Worte Alban de Bayards zu hören:

»Das Amulett… Freiwillig gab Ben Marut es zurück … Und dem Schicksal wird er sich nicht mehr in den Weg stellen …«

***

Meilen entfernt erfüllte sich um diese Zeit auch für den Rest des Kreuzfahrerheeres das Schicksal.

Kein Geschichtsbuch würde diesen letzten vernichtenden Angriff des Kalifen je verzeichnen, was nicht schon vorher entschieden worden wäre. Rachsucht, Zorn und eine dunkle Furcht vor dem Unbekannten waren es, die Achman noch einmal eine Gruppe von Kriegern auf die Spur des geschlagenen Gegners hetzen ließ. Erst am Abend fanden die Araber die Fährte in der Wüste. Kalt senkte sich die Nacht herab, als sie sich dem Heerlager näherten, und die Kreuzfahrer lagen in bleiernem Schlaf, als die Wachtposten das dumpfe Dröhnen der Hufe hörte.

Von der Spitze des Hügels pflanzte sich der Warnruf fort.

Bewegung entstand, Fragen schwirrten durcheinander, die Stimme des Postens gellte.

»Die Brünne her!« schrie Gaspard Navarre vor dem zerfetzten Feldherrenzelt – und während er sich hastig wappnete, sandte er einen Blick voll brennender Bitternis zum Nachthimmel, als frage er sich, ob es die kalten, fernen Gestirne seien, die die Qualen und Kämpfe der Menschen hier unten regierten.

Das Gefecht war kurz.

Über die Hügel flutete die Vorhut der Araber, und die Kreuzfahrer hielten stand.

Bogenschützen gelangten in ihre Flanken, Pfeile prasselten wie Hagelschauer auf sie herab – Gaspard Navarre riß sein Schwert hoch über den Kopf, hieb eine Gasse in die Reihen der Gegner und bildete die Spitze des Keils, der die Vorhut teilte, so daß der Geschoßregen wahllos auf Freund und Feind niederging.

Todesschreie gellten, Männer und Pferde stürzten, der Sand färbte sich rot vom Blut. Verbissen, mit dem Mute der Verzweiflung kämpften die Ritter in den weißen, wehenden Mänteln ihre Gegner nieder – doch als der erste Ansturm abgewehrt war, hatte die Hauptstreitmacht sie umzingelt, und von allen Seiten wogte die waffenstarrende Übermacht heran.

Die Nacht hallte vom Kampflärm wider.

Noch wehrten sich die Kreuzfahrer, doch sie wußten, daß das Schicksal gegen sie entschieden hatte. Ausweichen konnten sie nicht, immer enger schloß sich die tödliche Klammer – und wieder war es Gaspard Navarre, dessen vom Blut gerötetes Schwert die Gasse bahnte.

Eine Gasse des Todes…

Einzelne waren es, die entkamen – unbemerkt, geschützt von der Nacht, von der Landschaft, von den trügerischen Schattenbildern zwischen Felsen und Hügeln. Unter Toten, zusammengebrochenen Pferden und geborstenen Schilden regte sich manchmal etwas, gab es noch Atem und Leben. Wie ein Sturm fegten die Reiter des Kalifen über das Trümmerfeld dahin, hielten inne, um ihre Toten und Verwundeten zu bergen – und dann erhob sich erneut das dumpfe, brausende Prasseln der Hufe, das sich nach Süden über die Hügel entfernte wie verebbender Donner.

Stille sank herab.

Eine Stille, die wenig später erneut von vereinzeltem Hufschlag durchbrochen wurde…

Fünf, sechs Reiter kehrten zurück, saßen schweigend ab, schritten langsam über das Schlachtfeld, um zu sehen, ob noch jemand lebte.

Verwundete wurden gestützt, Bewußtlose begannen sich wieder zu regen. »Gaspard!« schrie eine Stimme auf – und schwankend, mit blutbeflecktem Mantel erhob sich der Heerführer und ließ den Blick über die Stätte der Verwüstung gleiten.

Nicht mehr als ein Dutzend Überlebende sammelten sich schließlich.

Und nicht einmal die Hälfte von ihnen war noch zu Pferde.

Gaspard Navarre schob das Schwert in die Scheide, das ihm entglitten war. Tiefe Kerben bedeckten seinen Langschild – es sah aus, als seien die Balken des Kreuzes darauf in Stücke gehauen. Gaspards weißer Mantel bestand nur noch aus blutigen Fetzen – aber er trennte sich genausowenig wie die anderen von jenem Wahrzeichen ihres Kampfs.

»Das Kreuzbanner«, sagte er heiser. »Philipp Chalon trug es, ich sah es mit ihm fallen…«

Ein paar Minuten später hielt Navarre selbst das Banner in der Faust.

Sein Gesicht war hart, verzerrt und staubig – eine eingefallene Maske. Nur die Augen schienen darin zu leben, und diese Augen richteten sich auf die Hügelkette im Norden.

»Zum Meer«, sagte er knapp. »Noch leben wir. Und wenn wir uns selbst aufgeben, wird niemand mehr da sein, der vom Tode unserer Brüder kündet…«

***

Das Meer gleißte wie ein Spiegel in der aufgehenden Sonne, als sich das Schiff der Küste näherte.

Die Insel war hinter den Flüchtenden versunken, und aus welchen Gründen auch immer – kein Piratensegler hatte die Verfolgung aufgenommen. Zamorra dachte an Ben Marut, den früheren Sarazenenfürsten, der Alban de Bayard begegnet war. Hatte auch der

Freibeuter-Kapitän die bezwingende Kraft des Geistes gespürt? War es irgendeine andere, vielleicht höhere Macht, die sie schützte? Zamorra wußte es nicht. Er hatte die letzten Stunden an Deck verbracht, auch Nicole war nicht zu bewegen gewesen, in die Kajüte zu gehen. Jetzt kauerte sie halb schlafend auf einer Taurolle, den Kopf gegen die hölzerne Bordwand zurückgelehnt, und Zamorra erhob sich leise, um sie nicht zu stören.

Auf dem Vorkastell standen Richard von Toul und Leonardo und spähten zur Küste hinüber.

Weiß leuchtete der Strand. Hügel mit grünen Hängen und braunen, verbrannten Kuppen türmten sich dahinter. Palmwedel klatschten im Wind, und im Osten, sehr weit entfernt, verschwammen die Hütten eines Dorfes im Dunst. Zamorra hob die Hand, um seine Augen gegen die Sonne abzuschirmen. War da Bewegung im Schatten zwischen den Dünen? Er sah Lichtreflexe, glaubte das Schimmern von Waffen zu erkennen – und im nächsten Moment hörte er, wie Leonardo neben ihm scharf die Luft durch die Zähne zog.

»Sie sind es!« flüsterte er. »Die Vorhut! Das Banner!«

»Navarre!« jubelte gleichzeitig Volkharts Stimme – und Minuten später stieg flatternd die aus einem zerissenen Mantel geschnittene Fahne mit dem Kreuz am Flaggenstag hoch.

Die Männer, die schwankend aus dem Schatten der Hügelfalte in die Sonne traten, schienen nicht sofort zu begreifen.

Sie blieben am Strand stehen, nicht mehr als ein Dutzend, schirmten die Augen mit den Händen und starrten aufs Meer hinaus. Der erste riß jubelnd die Arme hoch, andere Stimmen fielen ein. »Heil, Leonardo!« dröhnte es. »Heil, Herzog Richard…« Und schwankend, stolpernd, in fiebernder Hast stürzten die staubigen, abgerissenen Gestalten auf den Saum des Wassers zu, als sei jeder Fußbreit wichtig, um den sie die Entfernung zwischen sich und dem rettenden Schiff verringerten.

Der Segler drehte aus dem Wind.

Knirschend schlug die Rah um, Geitaue und Gordings holten das Segel ein.

»Laß fallen Anker!« hallte Herzog Richards Stimme über das Wasser – und dann dauerte es nur noch Minuten, bis das Schiff ruhig und friedlich in der Dünung schaukelte.

Volkhart und Germain fierten die Jolle ab.

Sie lachten dabei, winkten den Männern am Strand zu. Selbst Bill und Nicole, die aufgesprungen waren, hatte die jähe, frohe Erregung gepackt. Nur Leonardo war wieder ernst geworden, seine Brauen zogen sich zusammen, und seine Lippen lagen hart aufeinander, als er sich dem Mann auf der Brücke zuwandte.

»Es ist nicht die Vorhut«, rief er. »Ich sehe Gaspard mit dem Banner!

Der Rest des Heeres ist es – alle, die noch leben…«
Herzog Richard nickte ernst.
Auch seine Brüder hatten jetzt bemerkt, daß niemand mehr zwischen den Hügeln erschien, daß auch niemand zurücklief, um Wartenden ein Zeichen zu geben. Wie eine auslaufende Woge verebbten Freude und Triumph – und als Germain mit der Jolle zum Strand hinüberruderte, lag eine beklemmende Stille über der Szene.
Zweimal mußte das Boot fahren.
Gaspard Navarre war der letzte, der seinen Platz einnahm. Aufrecht stand er im Bug, das Banner aufgepflanzt, den schmutzigen, blutbefleckten Kreuzfahrermantel um die Schultern – und selbst Nicole, Zamorra und Bill Fleming wurden seltsam angerührt von der düsteren, tragischen Symbolik dieses Anblicks.
Navarre kam auch als letzter an Deck. Bill und Zamorra kannten sein scharfgeschnittenes Gesicht mit der kühnen Adlernase aus Geschichtsbüchern, und es war überraschend zu sehen, wie jung er noch war. Sein Blick glitt über die Männer an Bord, über Bill Fleming und die junge Frau, die mit ihrem kurzen Haarschopf und den engen Cordjeans erschreckend fremdartig auf ihn wirken mußte, und blieb schließlich an Zamorra hängen.
»Wer bist du?« fragte er langsam. »Deine Freunde kenne ich. Wir hielten sie für Spione des Kalifen, als wir sie trafen, und wir haben übel an ihnen gehandelt. – Wer seid ihr?«
Leonardo holte tief Luft.
Er wollte etwas sagen – und atmete aus, als er dem Blick des Professors begegnete. Nur für eine halbe Sekunde sahen sie sich an, dann nickte Leonardo in stummem Einverständnis. Viel war geschehen. Zu viel, um es zu erklären, zu viel vielleicht, um es überhaupt zu begreifen. Richard von Toul schwieg, selbst der junge Volkhart schien von einer seltsamen Scheu davor befallen, das Unerklärliche auszusprechen – und zumindest jetzt, in dieser ohnehin verzweifelten Situation, war es sicher besser, den Mantel des Schweigens über die Dinge zu decken.
»Es sind Freunde«, sagte Leonardo. »Christen wie wir, obwohl sie uns fremd sind! Sie befreiten uns aus der Gefangenschaft Ben Maruts, sie halfen uns, von der Insel zu entkommen.« Er zögerte und blickte Zamorra an. »Fahrt mit uns! Wir werden es schaffen! In Jerusalem seid ihr sicher!«
Der Professor schüttelte den Kopf.
»Wir müssen an Land«, sagte er ruhig. »Wir haben eine Verabredung.«
»Ihr wollt hierbleiben?« fragte Gaspard Navarre erstaunt. »Hier, wo überall Feinde lauern?«
»Wir haben keine Wahl.« Zamorra versuchte gar nicht erst zu

erklären, daß sie Alban de Bayards Hilfe brauchten, um ins zwanzigste Jahrhundert zurückkehren zu können. Er sah Leonardo an. »Wirst du uns übersetzen?«

»Wenn ihr es wirklich wollt…«

»Wir wollen es. Unser Ziel ist das Schlachtfeld, der Platz, an dem der letzte Kampf stattgefunden hat. Könnt ihr uns den Weg dorthin beschreiben?«

Die letzten Worte hatte er an Gaspard Navarre gerichtet. Der Heerführer nickte, erklärte in knappen Worten, wie sie gehen mußten. Dann reichte er nacheinander Zamorra, Bill und Nicole die Hand, und in seiner Stimme schwang etwas von der dunklen, getragenen Ruhe, mit der auch Alban zu sprechen pflegte:

»Lebt wohl! Habt Dank für alles, was ihr für uns tatet! Unsere guten Wünsche sind mit euch…«

Sie verabschiedeten sich.

Leonardo de Montagne ruderte sie mit der Jolle zum Strand hinüber – und dann standen sich die beiden Männer, die der gleichen Familie entstammten und von Jahrhunderten getrennt wurden, zum letztenmal gegenüber.

»Viel Glück«, sagte Zamorra ruhig. »Wir hoffen, daß es dir gelingen wird, deine Freunde sicher nach Jerusalem zu geleiten.«

»Und ich hoffe, daß ihr wohlbehalten zurückkehrt in eure Zeit. Ich möchte euch danken. Ihr habt mich vor dem Bösen gewarnt, das in mir lauert, und ihr habt mir zugleich gezeigt, daß es möglich ist, dem Bösen zu wehren. Niemals werde ich die Macht des Amuletts mißbrauchen und niemals einen Pakt mit dem Satan schließen, das schwöre ich…«

Noch einmal hob er grüßend die Hand.

Dann wandte er sich rasch ab, sprang in das Boot – und wenig später tanzte das leichte Fahrzeug schon wieder auf den Wellen.

Die drei Menschen am Strand sahen zu, wie Leonardo an Bord ging.

Sie hörten die Kommandos, sahen das Segel sich entfalten, sahen den triefenden Anker hochrauschen. Die Männer an Deck winkten ihnen zu, sie winkten zurück – und dann blickten sie sehr lange dem Schiff nach, das lautlos und majestätisch dem Horizont zusegelte.

»Ob er seinen Schwur halten wird?« fragte Nicole leise.

Zamorra wußte, was sie meinte. Auch er hatte darüber nachgegrübelt. Langsam schüttelte er den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Ich glaube es nicht. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir konnten dort in den Lauf der Ereignisse eingreifen, wo es um magische Dinge ging, wo übersinnliche Mächte am Werk waren und wo ein dämonischer Fluch der Natur zuwiderlief und sie gleichsam schändete. Aber wir können nicht die Menschen ändern, nicht das Schicksal korrigieren.«

Nicole sah ihn an. »Wir *haben* es doch korrigiert! Wir haben gehandelt und…«

»Haben wir das wirklich? Oder sind wir nur in Rollen geschlüpft, die sonst andere gespielt hätten? Vergiß nicht, daß Leonardo auch ohne unsere Hilfe von der Insel entkommen wäre. Es steht ja fest, daß er nach Château Montagne zurückkehrte.«

»Und der Stein? Der Stern des Morgenlandes?«

»Es war ein magischer Stein, Nicole. Einer der Gegenstände, die den Gesetzen der Zeit nicht unterliegen.«

Nicole nickte langsam.

Ihre Augen hingen an dem weißen Segel weit draußen auf dem Meer, an dem blutigen, zerissenen Kreuzbanner. Mit einem tiefen Atemzug ließ sie die Schultern sinken und rieb sich über die Stirn, als müsse sie etwas wegwischen.

»Er tut mir leid«, sagte sie leise. Und Bill und Zamorra wußten, daß sie den Mann meinte, über dessen Zukunft immer noch die Drohung eines düsteren Fluchs hing.

***

Wüstensand…

Backofenhitze über endloser Öde, eine weiße Sonne, die gleich einem gefräßigen Tier über den Horizont stieg und gegen Mittag wie glühendes Metall auseinanderzufließen schien und den Himmel füllte.

Die Luft kochte. Wind hatte die Spuren verweht, aber es gab rote Felsen und Hügelformationen als Landmarken. In der endlosen Weite klangen die Stimmen seltsam dünn und verloren – und es dauerte nicht lange, bis die drei Menschen, jetzt wieder in die langen arabischen Gewänder gehüllt, in Schweigen verfielen.

Stunden rannen dahin…

Endlose, leere Kadenzen, zerhackt nur von den mühseligen Schritten, von gelegentlicher kurzer Rast. Nur einmal zerbrach jäher Schrecken das lähmende Gleichmaß. Das war, als unvermittelt das gefährliche Zischen einer Sandviper ertönte, und Zamorra dem Tier mit einem blitzschnellen Schwertstreich den Kopf abtrennte. Nicole schauerte, rieb sich wie erwachend über die Augen und versuchte, die Benommenheit abzuschütteln. Sie lächelte, und Bill Fleming, der hinter ihr ging und fast gegen sie geprallt war, tastete nach der Wasserflasche.

»Für meinen nächsten Urlaub kommt nur Wintersport in Frage«, krächzte er. »Mein Sonnenhunger ist fürs erste gestillt, das kann ich euch sagen!«

»Gleich haben wir es geschafft.« Zamorra wies auf die Sandwehe, deren Kamm in der flimmernden Luft zu wogen schien. »Dahinter müßte es sein. Wenn Gaspard Navarre sich nicht geirrt hat, gibt es

Felsen und Schatten.«

»Gaspard Navarre!« Bill schüttelte den Kopf und ließ die Wasserflasche sinken. »Er war viel jünger, als es in sämtlichen Chroniken steht. Nicole und ich haben sogar seinen Bruder gesehen, kurz bevor er fiel. Raymond Navarre. Ich kann es schon jetzt kaum noch glauben.«

»Weißt du zufällig, was aus Gaspard wird?« fragte Nicole leise.

Ein Schatten flog über Bills Gesicht. »Ich weiß es. Ich hätte auch Herzog Richard von Toul die Zukunft voraussagen können, aber es war besser, es nicht zu tun.«

»Sie werden nicht nach Hause zurückkehren?«

»Nein«, sagte Bill rauh. »Ich kenne die Familiengeschichte, weil sie in eine Erbschaftsauseinandersetzung zwischen Metz und Nancy hineinspielt, über die ich mal Vorlesungen gehalten habe. Volkhart von Toul wird hinterrücks von einem Araber erstochen. Richard und Germain kommen nur bis nach Griechenland, und dort fallen sie zusammen mit Gaspard Navarre einer Cholera-Epidemie zum Opfer.«

»Schrecklich! Ich wünschte…«

Nicole brach ab.

Sie hatten den Kamm der Sandwehe erreicht, sie blickten in die Senke, die sich unter ihnen dehnte – und für einen Moment verschlug das Chaos aus Grauen, Blut und Tod ihnen allen die Sprache.

Zamorra faßte sich als erster.

»Es hilft nichts«, sagte er knapp. »Wir müssen hierbleiben. Da drüben zwischen den Felsen gibt es zumindest Schatten…«

Sie schlugen einen Bogen.

Quer zu dem sandigen Hang umgingen sie den Kampfplatz – doch Tod und Verderben schienen allgegenwärtig, ließen sich einfach nicht ignorieren. Ein paar Schakale strichen davon. Verwesungsgeruch hing in der Luft, erst jenseits der Senke konnten sie wieder freier atmen. Erschöpft sank Nicole in den Schatten zwischen den Felsen, und die beiden Männer kauerten sich auf herumliegende Steine.

»Mitternacht«, knurrte Bill. »Ich wünschte, es wäre schon soweit!«

Und nach einer Pause: »Warum, zum Teufel, müssen wir eigentlich ausgerechnet hier warten?«

Zamorra lehnte sich zurück.

Seine Augen wurden schmal. Auch er hatte darüber nachgedacht, schon während der Überfahrt mit dem Schiff. Er ahnte die Antwort – aber selbst ihm kam sie so phantastisch vor, daß er zögerte.

»Ich weiß es nicht«, murmelte er.

Doch in ihm war wie eine Melodie die Erinnerung an unzählige uralte Sagen lebendig geworden, an die Seelen toter Helden, die ihre letzte Reise antraten, und an die Ritter, die auf der Feeninsel Avalon die ewige Ruhe fanden…

***

Windsbräute rauschten über ein graues, zerrissenes Meer, das nicht von dieser Welt war.

Schwarz ragten die Klippen, unter glänzendem Gefieder hoben sich weiße Leiber ab – Sirenen! Sanft wie Flügelschlag schwebte ihr Gesang durch die Luft, mit rauhem, hungrigem Krächzen gaben die Vögel Antwort. Unruhe hob an. Flüsternd ging die Kunde durch die Dimensionen von Licht und Finsternis. Schatten flogen herbei, tausend Augen glühten im Halbdunkel, und alle suchten, starrten, blickten hinauf zu dem weiten, hellen Tor im Felsgestein, wo eine Gestalt im wehenden Kreuzfahrermantel auf die Stunde der Geister wartete.

»Er ist's!« flüsterte das Meerwesen, das aus seinem Element tauchte. Grünes Nixenhaar umfloß das bleiche Gesicht und den Schuppenleib. »Er ist es… er wartet …«

»Alban«, wisperte es.

»Alban ist's! – Alban de Bayard, der sein eigenes Reich verließ, um zu kämpfen, wo er nicht kämpfen durfte…«

Eine mächtige Woge trug die grünen Nixen davon. Glitzernd wiegten sich ihre Leiber, weiße Hände hoben sich aus dem Wasser und winkten. Zwischen den schwarzen Klippen regte es sich, als werde der Felsen selbst lebendig. Erdgeister lugten aus Löchern und Spalten. Bucklige Gnomen, mit dunklen Borkengesichtern und Gliedern wie Wurzelwerk. Gelb glühten die Augen, und wieder flüsterte, wisperte, raunte es.

»Alban ist es?«

»Der mächtige Hüter des Feuerschwerts?«

»Sagt an – was tat er in der Dimension, in die er nicht gehen durfte? – Wie konnte er es? – Wer half ihm? – Sagt an… sagt an …«

»Merlin half ihm«, sang die grüne Nixe.

»Merlin, der Zauberer«, echote von irgendwoher eine Stimme wie feines Glockenklingen.

»Merlin gab ihm Schutz… Der weiße Stern, das geweihte Silber – es gehört zu Merlins Schatz. Aus dem Zauberberg stieg er … Den Unholden gebot er, seine Hand lieh er dem Lichtgeist, damit das Amulett dem Bösen entrissen wurde … Avalon erwachte … Avalon sang für seinen König, seinen Hüter …«

»Und der Lichtgeist besiegte den Bösen?«

»Nicht er… Alban half einem Menschen, den Unhold zu bezwingen, einem Menschen, den er nun zurückführen will in seine Zeit. Verwaist ist die Adlerburg! – Fort gab er das Schwert des Feuers! Zu lange … zu lange …«

»Was wird geschehen?« wisperte einer der winzigen Gnomen.

»Verloren ist er!« zischelte ein zweiter.

»Die Frist versäumte er«, nahm der dritte das Flüstern auf. »Zu viel

Zeit verging! – Der Bann brach! – Seine Herrschaft brach über die Dämonen in der Burg der Adler…«

Ein scharfer Windstoß fegte durch die Luft und peitschte das Wasser.

Heulend jagten die Windbräute davon, Gischt überspülte die schimmernden Nixenleiber, wie irrlichternde Schatten huschten die Erdgeister in ihre Winkel. Der Felsen erzitterte. Eine Stimme hob an, dumpf wie der Donner, dröhnte in der Luft, ächzte aus der Tiefe der Erde – und in die jähe Stille, in der die Wesen jenes dunklen Zwischenreichs den Atem anzuhalten schienen, fielen die Worte wie Hammerschläge.

»Zu lange blieb Alban aus«, hallte es. »Abtrünnig ward er, und die Hölle selbst rief ihre Brut, um die Burg der Adler zu vernichten…«

***

Die Dunkelheit kam schnell und unvermittelt wie immer in der Wüste.

Keine lange Dämmerung, in der sich die Augen an die Nacht gewöhnen konnten, kein graues Zwielicht – nur ein kurzer Moment, in dem der sinkende Sonnenball die ganze Welt in Brand zu stecken schien, und dann die Finsternis, die wie ein schwarzer Mantel über das Land fiel. Die jähe Kälte ließ das Gestein knistern. Nicole schauerte. Rasch griff sie wieder nach dem weißen Burnus, den sie abgelegt hatte, und lächelte dankbar, als Zamorra ihr half, sich in den wärmenden Stoff zu wickeln.

»Ob sie uns auf Château Montagne vermissen?« fragte Bill aus seinen Gedanken heraus.

Zamorra hob die Schultern. Er dachte an den Dämon, den sie vernichtet hatten. Es konnte leicht sein, daß auf Château Montagne inzwischen Dinge geschehen waren, die mehr Aufsehen erregten als das Verschwinden der Schloßbewohner – aber es war sinnlos, jetzt darüber zu grübeln. Der Professor tastete nach dem Amulett. Das Metall strahlte leicht, schien unter der Berührung seiner Haut zu vibrieren. Eine seltsam beruhigende Kraft ging von dem Talisman aus, ein Gefühl von Sicherheit und Schutz – und diese Ruhe verließ Zamorra auch nicht während der folgenden Stunden des Wartens.

»Zwei Minuten bis Mitternacht«, sagte Bill Fleming schließlich mit rauher Stimme.

Nicole schüttelte sich leicht.

»Ich hoffe, daß Alban kommen wird«, murmelte sie. »Er hat uns nicht heute, sondern gestern abend hierherbestellt. Könnte es nicht sein, daß er die letzte Mitternacht gemeint hat?«

»Er *wird* kommen. Er weiß, daß wir der Zeit unterliegen und nicht früher hiersein konnten. Ich denke…«

Zamorra stockte abrupt.

Ein leiser, singender Ton hing plötzlich in der Luft – fern und unwirklich in der endlosen Weite.

In den kalten Abglanz des Sternenlichts mischte sich ein schwacher silbriger Schimmer. Spinnwebenfein, fast unsichtbar schwebte ein Gespinst über den Felsen, verwob sich zu einem Schleier, erstrahlte zu einer klaren, durchscheinenden Aura – und aus dem gespenstischen Leuchten traten die Umrisse einer Gestalt hervor, als würden sie von unsichtbaren Händen in die Luft gezeichnet.

Alban de Bayard…

Alban im weißen Kreuzfahrermantel, den schmalen Goldreif im dunklen, bis auf die Schultern fallenden Haar.

Grüßend hob er die Hand, lächelte – und in dem Moment, in dem die Sekundenzeiger der Uhren endgültig auf Mitternacht umsprangen, verdichtete sich seine Gestalt, gewann Plastizität und trat mit lautlosen, schwebenden Schritten näher.

»Stunde der Geister«, sagte er leise. »Meine Stunde, Freunde! Wenn die Nacht sich wendet, hält die Zeit für eine kurze Weile den Atem an und zwischen dem Tod des alten und der Geburt des neuen Tages scheidet die Ewigkeit das Gestern vom Morgen. Sonnenwende, Nachtwende, Mittagswende – das sind die Augenblicke, wo alles geschehen kann, im Bösen wie im Guten. Der Mittag ist die Stunde des bocksfüßigen Pan, der Nymphen und Najaden, der Trolle und Erdgeister. Und die Mitternacht gehört uns, den Geistern, den Toten…«

Er verstummte.

Lauschend neigte er den Kopf, und wieder trug der Wind das unwirkliche Singen herüber. Waren das andere Geister, die erwachten?

Gefallene Ritter, bereit zu ihrer letzten Fahrt? Zamorra hörte den leisen, schwebenden Klang, er spürte die Strahlung des Amuletts an seiner Brust, und er glaubte zu wissen, daß er mit seiner Ahnung recht gehabt hatte.

»Die Seelen der Toten?« fragte er halblaut.

»Ja«, murmelte Alban.

»Sie werden heimkehren? Heimkehren nach Avalon?«

»Sie werden heimkehren, und ihr zieht mit ihnen. Nach Avalon müssen wir, in Merlins Reich, denn von dort kenne ich den Weg, der euch zurückführt. Kommt…«

Er wandte sich ab.

Langsam trat er in eine Lücke zwischen den Felsblöcken, ein körperloser Geist, der sich in der Stunde zwischen Nacht und Morgen materialisiert hatte. Zamorra folgte ihm, genau wie Bill und Nicole – und dann standen sie schweigend da und blickten auf das Schlachtfeld, dessen grausame Gegenwart die Stunden des Wartens

mit Beklemmung gefüllt hatte.

Silbriges Mondlicht lag über der Stätte der Verwüstung, schien die Schrecken zu mildern und selbst Blut und Grauen in einen weichen, tröstlichen Schimmer zu hüllen.

Metall glänzte auf.

Staubige, blutbefleckte Brünnen und Schilde begannen wie von innen heraus zu leuchten, hie und da blinkten Schwertklingen, hob sich fahl das Weiß der Banner ab – es war, als seien die ewigen, im Verborgenen wirkenden Kräfte von Erneuerung und Wandel plötzlich sichtbar geworden. Trank der Wüstensand das eingetrocknete Blut der Erschlagenen? War es das trügerische Gaukelspiel von Licht und Schatten, das Wunden heilte und Verstümmeltes zusammenfügte? Für einen Moment glich das Schlachtfeld dort unten einem leise wogenden, geheimnisvoll bewegten Wasser – und dann war es das Mondlicht selbst, dessen Schleier zerriß und sich von neuem zu Bildern fügte.

Gestalten erhoben sich.

Gestalten in schimmernden Rüstungen, mit Schilden bewehrt und gegürteten Schwertern…

Ruhig blickten sie sich um. Hie und da neigte sich jemand, hob einen weißen Mantel auf, warf ihn sich über die Schultern. Dunkle Umrisse nur blieben am Boden liegen, tote, entseelte Körper, und lautlos schritten die Geister der Gefallenen dahin, um sich am Rande des Schlachtfelds zu einem schimmernden Zug zu formieren.

Alban wandte den Kopf.

»Geht«, sagte er leise. »Zieht mit ihnen! Sie werden euch aufnehmen.«

»Du kommst nicht mit?«

»Ich erwarte euch auf Avalon. Mit den Toten kann ich nicht mehr gehen. Ich brach ihre Gesetze…«

Zamorra runzelte die Stirn.

Er suchte Albans Blick. Er sah die dunkle Trauer in den Augen des Freundes aus jener anderen Dimension – und plötzlich begriff er.

»Das Schwert!« stieß er hervor. »Als du mir zum erstenmal das Schwert des Feuers überlassen hast, sagtest du, ich müsse es binnen drei Tagen zurückbringen – damals, als es gegen den Herrn der Wölfe ging. Und jetzt… die Frist ist um! Du hast geschwiegen – und ich habe nicht mehr an diese Frist gedacht!«

»Sie ist verstrichen«, bestätigte Alban ruhig. »Als der Dämon mich in Leonardos Körper verbannte, um nicht selbst sterben zu müssen, da wußte er, daß das Schwert des Feuers mich aus diesem Bann erlösen konnte. Drei Tage lang! Er hoffte, daß du nicht rechtzeitig kommen würdest. Du *kamest* rechtzeitig. Aber du brauchtest das Schwert noch, um von der Insel zu entfliehen und an diesen Ort zu gelangen. Denn

nirgend sonst hättest du einen Weg gefunden zurück nach Avalon…«

Zamorra preßte die Lippen zusammen. Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt.

»Und jetzt?« fragte er gepreßt. »Was wird aus dir, Alban?«

»Ich weiß es nicht. Die Dämonen, die auf der Adlerburg meine Ruhe bewachten, sind frei geworden und haben sich gegen mich gewandt. Mit dem Schwert des Feuers kann ich sie nicht besiegen. Das Schwert dient mir nicht mehr, wird mir erst wieder dienen, wenn eine stärkere Macht es mir auf der Adlerburg von neuem zu eigen gibt.«

»Eine stärkere Macht«, wiederholte Zamorra. »Das Amulett…«

»Merlins Amulett – vielleicht! Aber die Gefahr ist groß. Lange habe ich den Mächten der Finsternis widerstanden, und viel werden sie aufbieten, um mich daran zu hindern, meinen Platz wieder einzunehmen.«

»Du kannst nicht auf die Adlerburg zurückkehren?«

»Ich kann es nicht. Erst wenn die Dämonen besiegt sind, die die Herrschaft übernommen haben.«

»Ich *werde* sie besiegen! Wenn es mir gelingt, in meine Zeit zurückzukehren, werde ich zur Adlerburg kommen und kämpfen. Nimm das Schwert, Alban! Jetzt brauche ich es nicht mehr.«

Der Geist neigte den Kopf.

Ruhig nahm er die schimmernde Waffe aus Zamorras Händen entgegen, schlug den Mantel zurück und gürtete das Schwert. Seine Rechte hob sich und wies über das Schlachtfeld.

»Ihr müßt eilen! Schnell schreiten die Seelen der Toten, und wenn ihr sie verliert, habt ihr alles verloren. In Merlins Land erwarte ich euch, auf Avalon…«

Seine Gestalt verblaßte.

Binnen Sekunden war er verschwunden, hatte sich zurückgezogen in seine körperlose Dimension, und vor den Augen der gebannten Beobachter hing nur noch ein silberner Schleier, der eins mit dem Mondlicht wurde.

Die drei Menschen sahen sich an.

Niemand sprach – aber alle dachten sie das gleiche. Sie würden mit den Toten ziehen. Aus der Realität dieser längst versunkenen Zeit würden sie den Weg ins Jenseits gehen und etwas erleben, das noch nie ein menschliches Auge gesehen hatte. Sie spürten Furcht, spürten das instinktive Zurückschauern vor dem Unbekannten – aber stärker noch als alles andere spürten sie den dunklen Zauber des Augenblicks und die Faszination angesichts der Möglichkeit, in eines der tiefsten Geheimnisse der Welt einzudringen.

Auch sie schienen einem magischen Sog zu folgen, als sie sich in Bewegung setzten.

Schweigend verließen sie den Schatten der Felsengruppe, gingen

über den im Mondlicht schimmernden Hang und reihten sich in den geisterhaften Zug ein. Waffen und Rüstungen glänzten, Helme strahlten auf – doch die Lautlosigkeit, mit der die Ritter ausschritten, ließ keinen Zweifel daran, daß sie nicht mehr zu dieser Welt gehörten. Kein Klirren, kein knirschender Sand, keine Atemzüge – nur tiefe, unirdische Stille. Eine der gewappneten Gestalten blickte sich um. Dunkle Augen betrachtete die fremden Gäste, Lächeln glitt über ein ernstes, schönes Gesicht, aus dem die Spuren von Sonne und Staub, Entbehrungen und Kampf getilgt waren. Und bevor sich der Ritter wieder abwandte, seinem Ziel zu, neigte er flüchtig den Kopf, als wolle er die Unbekannten im Kreis der Toten willkommen heißen.

Nie würden Nicole, Zamorra und Bill jenen nächtlichen Zug der gefallenen Kreuzfahrer vergessen.

Durch die Wüste ging es.

Den langen, endlosen Weg zurück, den die drei Freunde schon einmal gemacht hatten, um das Schlachtfeld zu erreichen.

Aber auf geheimnisvolle Weise schienen Zeit und Erdenschwere außer Kraft gesetzt, die toten Seelen wanderten in ihre eigenen Welt dahin – und diese Welt umschloß auch die lebenden Begleiter, nahm sie in sich auf, trug sie vorwärts und entriß sie ebenfalls den Gesetzen von Zeit und Raum.

Bill Fleming sah zur Uhr, als das Meer vor ihnen auftauchte. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen.

»Halb eins«, flüsterte er. »Das kann es einfach nicht geben…«

»Erinnerst du dich nicht an Albans Worte?« fragte Zamorra leise.

»Sonnenwende, Nachtwende, Mittagswende – das sind die Augenblicke, wo alles geschehen kann…«

»Nachtwende«, murmelte Bill. »Und jetzt?«

Zamorra wies nach vorn.

Klippen ragten dort ins Meer. Eine schwarze, niedrige Gesteinzunge wirkte wie ein natürlicher Anlegesteg – und dort lag, schaukelnd in der Dünung, das Schiff, auf das der gespenstische Zug zusteuerte.

Eine Karavelle war es.

So sah es jedenfalls aus – und Zamorra wagte nicht zu entscheiden, ob es sich überhaupt um ein reales Schiff handelte. Sein Blick glitt über den düsteren Rumpf, die schwarzen Masten, die aufgegeite Blinde und die schräge Rute des Lateinerbesans. Ein hölzerner Steg führte von der Landzunge an Deck. Langsam schritt der erste der Kreuzfahrer darauf zu, ohne Zögern betrat er die schwankende Brücke, und die anderen folgten ihm mit der gleichen traumwandlerischen, zielstrebigen Sicherheit.

Mitten unter ihnen gingen Nicole, Zamorra und Bill. Umringt und geschützt von körperlosen Geisterwesen. Schnell und lautlos verteilten sich die Toten an Deck. Stumm nahmen sie ihre Plätze ein, überall

schimmerten Brünnen und Helme und tauchten die düstere Karavelle in unwirkliches Licht. Aufrecht und stolz stieg der Führer der gefallenen Ritter zur Brücke empor – und im nächsten Moment hallte seine Stimme weit über das Wasser.

»An die Brassen und Fallen! – Entert auf! – Die Segel hißt…«

Leiser, wie fernes Echo kam die Bestätigung der Kommandos zurück. Lautlos bewegten sich die Gestalten, und lautlos entfalteten sich die Segel – schimmernd, als seien sie aus Mondlicht gesponnen.

Wind kam auf, wehte stark und gleichmäßig vom Land. Mit einem klagenden Laut senkte sich der Steg und verschwand in den Wellen.

Ganz leise knirschte der Schiffsrumpf, und die Karavelle glitt majestätisch unter vollen, geblähten Segeln dahin.

Die Küste versank.

Eben noch hatten sich die dunklen Hügel vom Sternenhimmel abgehoben – jetzt gab es nichts mehr außer dem weiten, glitzernden Spiegel des Meeres. Schneller wurde die Fahrt. Fauchend trieb der Wind das Schiff dahin, die Mastspitzen erglänzten silbrig und schienen zu sprühen. Nicole schauerte, drängte sich enger an Zamorra, während der Sturm an ihrem Haar zerrte. Die Segel ächzten. Ein tiefes Brausen hing in der Luft – und in dieses Brausen mischten sich die Stimmen der Kreuzfahrer, formten Worte und fanden sich zu einem wilden, immer lauter aufklingenden Gesang, der das Orgeln des Windes übertönte… »Fahr zu!« hallte es. Rauschend wie der Sturm. Ein mächtiger, geisterhafter Chor im Toben der Elemente:

»Fahr zu… Fahr zu … Wir sind das graue Heer! Fahr zu … Fahr zu … Wir müssen übers Meer. Trage uns, Sturmwind, wilder Gesell! Die Toten, die Toten, die fahren schnell …«

Trage uns, Sturmwind…

Wie eine Beschwörung brauste der Gesang – und wie als Antwort schien der Sturm zu einem Orkan zu wachsen. Der Bug der Karavelle hob sich aus dem Wasser. Brausend wurde das Schiff emporgehoben, jagte mit dem Wind dahin, hoch über dem dunklen Wasser – und es dauerte Sekunden, bis Zamorras Geist die unheimliche Wandlung überhaupt zu erfassen vermochte.

Neben ihm hatte Nicole Duval leise aufgeschrien.

Ihre Finger krallten sich in Zamorras Arm, Bill Fleming umklammerte die Reling und starrte mit angehaltenem Atem nach unten.

Kein Zweifel – das schwarze, windgepeitschte Meer entfernte sich.

Die Karavelle schwebte, flog – ein Geisterschiff, kometenhaft leuchtend unter dem nächtlichen Himmel. Der Wind heulte. Nebelfetzen trieben vorbei, wurden dichter, verhüllten Wasser und Sterne. In einer fremden Welt zog die Karavelle dahin, durch das gestaltlose Grau unendlicher Räume, die nicht Stoff noch Leben waren, und die Luft schien noch zu zittern vom machtvollen Gesang

der toten Seelen.
»Da unten!« schrie Bill über das Heulen des Sturms hinweg. »Was ist das?«
Zamorra wandte den Kopf.
Weit voraus, tief unter ihnen, durchdrang ein heller Schein den Nebel. Wolkenfetzen rissen auf. Heller strahlte das Licht, spiegelte sich in tiefblauem Wasser – und wie eine goldüberglänzte Vision schwamm die Insel in der Ferne.
Avalon…
Merlins Land, wo in der Tiefe des Zauberberges die Ritter der Tafelrunde beim ewigen Festmahl saßen.
Das graue Heer der Toten war am Ziel…

***

Hoch auf der perlmuttglänzenden Klippe stand Merlin und hob grüßend die Hand.
Merlin selbst…
Sein Haar flatterte, Wind bauschte seinen Mantel. Einen Moment nur verharrte er dort oben, Sekunden später schon verblaßte das Bild – aber in diesen Sekunden spürte Zamorra die Strahlung des Amuletts mit jeder Faser.
Die Karavelle schaukelte sanft auf den blauen Wellen.
Schweigen herrschte. Nur das leise, kaum hörbare Singen wehte von der Insel herüber. Reglos standen die toten Kreuzfahrer in ihren schimmernden Rüstungen, blickten hinüber zu der paradiesischen Bucht – und dort trieb ein Fährmann mit schnellen Ruderschlägen sein Boot über das Wasser.
Ein Gerippe!
Knochenfinger umklammerten die Riemen, unter der schwarzen Kappe bleckte der Schädel. War es der Tod, der die Seelen der Gefallenen in sein Reich holte? Die Kreuzfahrer gingen schweigend an Bord. Wieder schlossen sich Nicole, Zamorra und Bill dem gespenstischen Zug an – und wieder war es, als umgebe sie ein schützender Ring, der sie mit sich trug durch eine Welt, in der sie als lebende Menschen allein verloren gewesen wären. Das Boot setzte über.
Knirschend rieb der Kiel über den Sand, und der unheimliche Fährmann erhob sich und watete durch das seichte Wasser. Ohne sich ein einziges Mal umzusehen, schritt er auf den dunklen, geheimnisvoll lockenden Waldsaum zu – und die Kreuzfahrer folgen ihm wie von unsichtbaren Schnüren gezogen.
»Zamorra…«
Albans leise, wohltönende Stimme brach den Bann, der die drei Menschen umgeben hatte. Der Professor blieb stehen, hielt Bill und

Nicole zurück. Aufrecht, jetzt ganz real, trat Alban de Bayard aus dem Schatten, den weißen Mantel um die Schultern und das Schwert an der Hüfte, und neigte grüßend den Kopf.

»Kommt mit«, sagte er. »Die sprechende Quelle wird euch nach Hause geleiten. Ihr steht unter Merlins Schutz…« Er ging voran.

Wieder nahmen sie den Weg durch den Wald, den Zamorra bereits kannte. Wieder sahen sie die fremdartigen, leuchtenden Blüten, die sich im Wind wiegten, sahen glitzernde Quellennymphen in kristallklarem Wasser und tanzende Schleier wie von Feengewändern im Schatten, hörten das leise, glockenhelle Singen – und Nicole und Bill, denen das alles neu war, schritten wie im Traum durch die verwunschene Welt dieses klingenden, überirdischen Zauberlandes.

Der Weg führte bergan. Die Höhle tauchte auf, der lange Gang, an dessen Wänden phosphoreszierende Funken glommen, der schwarze Torbogen, hinter dem sich die Grotte auftat. Schwarz und unbewegt lag der Spiegel der heiligen Quelle, dunkel und fremdartig – und die drei Menschen verharrten schauernd angesichts der abgründigen Tiefe, die drohend wirkte und zugleich lockend wie ein gefährlich süßes Gift.

Zamorra nahm das Amulett ab.

Behutsam berührte er die Wasserfläche mit dem Talisman – und sah zu, wie der schwarze Spiegel silbern aufglänzte. Ein Gesicht erschien. Merlin mit flatterndem schlohweißem Haar, die Züge wie aus dunklem Holz geschnitzt, meergrau die Augen. Leise und raunend klang die Stimme des Zauberers, und es waren Worte, die Zamorra schon einmal gehört hatte.

»Trinkt das Wasser der Quelle! Das Böse habt ihr besiegt und das geweihte Silber, das ich mit eigener Hand schmiedete, zurückgewonnen. Heimwärts wollt ihr. Trinkt das heilige Wasser, und ich werde euch sicher geleiten…«

Die Stimme verklang.

Eine leichte, silbrige Kräuselwelle überspülte das Antlitz im Spiegel, und als das Wasser sich glättete, war die Vision verschwunden.

Zamorra atmete tief durch, hob den Kopf und suchte Albans Blick.

Der Kreuzritter lächelte.

»Fahrt wohl«, sagte er leise.

»Ich werde zur Burg der Adler kommen, Alban. Noch heute! Und ich werde alles tun, was in meiner Macht steht.«

»Ich weiß es. Ich danke dir, mein Freund…«

Alban de Bayard trat zurück.

Zamorra preßte die Lippen zusammen, sah sich nach Bill und Nicole um. Beide hatten mit weiten Augen die Szene verfolgt, und immer noch standen sie im Bann des rätselhaften Schauspiels.

»Und jetzt?« fragte Bill heiser.

»Jetzt sind wir am Ziel«, sagte Zamorra ruhig. »Es genügt, ein wenig Wasser in der Hand zu schöpfen und zu trinken.«

»Und – wo werden wir landen?«

»Auf Château Montagne. Ich hoffe es wenigstens.«

Bill warf ihm einen skeptischen Blick zu.

Auch Nicole hatte die Stirn gerunzelt, aber sie zögerte nicht. Rasch kniete sie nieder, schöpfte etwas von dem silbern schimmernden Wasser. Zögernd, fast widerwillig tat Bill es ihr nach, und als letzter beugte sich Zamorra hinab, um zu trinken.

Es war wie beim ersten Mal.

Dunkelheit sank herab. Zamorra fühlte seine Sinne erlöschen wie Kerzenflammen im Wind. Er sah nicht, hörte nicht. Nur das Gefühl des Schwebens war da, körperlos im unendlichen Raum, taumelnd und haltlos. Zamorra wußte, daß sein Geist Dimensionen durchmaß.

Er wußte auch, daß keine Zeit verstrich – Zeit existierte nicht in jenem Reich der übersinnlichen Mächte. Die Reise dauerte zwei Ewigkeiten, dauerte den Bruchteil einer Sekunde, sprengte jede Grenze und jedes Maß, und als wie mit einem Blitzschlag Raum, Zeit und Empfindung zurückkehrten, glaubte Zamorra, noch immer in jener geheimnisvollen Grotte auf der Feeninsel Avalon zu stehen.

Er öffnete die Augen.

Dunkelheit umgab ihn. Feuchte, modrige Luft und Kälte. Nein, dies war nicht mehr Avalon, sondern…

»Chef?« kam Nicoles gepreßte Stimme aus dem Dunkel.

»Ich bin hier. Und du, Bill?«

»Gleichfalls«, knurrte der Historiker. »Moment mal, irgendwo muß ich die Taschenlampe haben.«

Er suchte in seinen Taschen, fluchte dabei – aber der Professor wußte, daß er lediglich die Nachwirkungen des Schreckens überspielen wollte. Nur zu gut erinnerte sich Zamorra an seine erste Reise durch die Dimension der Finsternis, an das Gefühl, von seinem Körper getrennt zu sein, an die Todesfurcht und das Grauen. Bill atmete auf, als er die Lampe gefunden hatte. Der dünne Lichtstrahl tastete über Mauern, über feuchte Steinquader – und Sekunden später wußten sie, wo sie sich befanden.

Das Verlies unter dem Schloßgraben von Château Montagne!

Jener Raum, in dem Bill und Nicole die Truhe mit dem »Stern des Morgenlandes« und ein Bildnis Leonardos entdeckt hatten und von dem Dämon in die Zeit der Kreuzzüge versetzt worden waren.[2]

Jetzt war das Gemälde verschwunden. Genau wie die Truhe.

Nichts wies mehr darauf hin, daß in diesem Raum jahrhundertelang ein Dämon gehaust hatte, das Höllenwesen war besiegt, war endgültig vernichtet, und Zamorra wandte sich mit einem tiefen Atemzug dem Ausgang zu.

Minuten später schlossen sie die Tür mit dem Wappen der Montagnes hinter sich ab.

Durch die Folterkammer und das finstere Labyrinth der Gänge erreichten sie den Teil des Gewölbes, der als normaler Keller genutzt wurde, stiegen über die Treppe in den Vorraum hinauf – und dann betätigte Zamorra zunächst einmal die Türglocke, weil er den alten Butler nicht mit ihrem unvermuteten Anblick erschrecken wollte.

Raffael reagierte gefaßt.

Er fragte nicht. Er stellte überhaupt selten Fragen – vielleicht, um die Dinge, die er wußte oder ahnte, so wenig wie möglich an sich herankommen zu lassen. In knappen Worten berichtete er, was auf Château Montagne geschehen war, erzählte vom Erscheinen des Dämons und von dem Mädchen, das der Unheimliche in seinen Bann gezwungen hatte, und schließlich bat er, Pierre Malice anrufen zu dürfen, damit sich der Kommissar keine Sorgen mehr machte.

»Es hätte schlimmer kommen können«, sagte Zamorra, als sie allein waren und den ersten Schluck Cognac tranken.

»Schlimmer?« fuhr Bill auf. »Ich danke! Wenn ich daran denke, wie knapp wir entkommen sind…«

»Eben«, sagte der Professor trocken. »Wir *sind* entkommen. Wir, Alban, dieses Mädchen, Raffael – und vermutlich noch einige andere Menschen, die dem Dämon hätten zum Opfer fallen können. – Kannst du mir übrigens deinen Autoschlüssel leihen?«

»Autoschlüssel?« echote Bill verständnislos.

Zamorra lächelte leicht. »Wie du weißt, konnte ich euch nicht auf dem Weg durch das magische Bild in die fremde Zeit folgen, sondern mußte die Hilfe Alban de Bayards in Anspruch nehmen. Mein eigener Wagen steht noch in der Nähe der Adlerburg. Ich werde ihn später holen.«

»Und jetzt willst du…« Bill preßte die Lippen zusammen. Er erinnerte sich wieder an das Gespräch in der Wüste, an Albans Worte – und noch waren ihm die Dinge einfach zu nah, um sie in Zweifel zu ziehen. »Ich komme mit«, sagte er. »Wir können…«

»Du wirst hierbleiben, Bill. Helfen könntest du mir ohnehin nicht – es ist sinnlos, dich in Gefahr zu bringen.«

»Und du? Das mindeste ist doch, daß du dich erst mal wieder erholst, verdammt nochmal! Nicole – können Sie ihn nicht von diesem Wahnsinnsunternehmen abbringen?«

Nicole Duval strich sich das Haar aus der Stirn. Es war ein ernstes, ein wenig trauriges Lächeln, das auf ihren Lippen erschien.

»Nein«, sagte sie leise. »Das kann ich nicht. Ich würde es gern, aber ich weiß, daß er trotzdem fahren würde. Weil er es muß…«

Für einen kurzen Moment spürte Zamorra die Müdigkeit wie ein Schwindelgefühl, als er Bill Flemings Wagen hinter seinem eigenen

ausrollen ließ.

Wie lange hatte er nicht mehr geschlafen? Zu lange jedenfalls – aber er wußte, daß er ohnehin keinen Schlaf gefunden hätte, bevor auch dieser letzte Kampf entschieden war. Die Spannung in ihm überspielte die Erschöpfung, machte in hellwach und schärfte seine Sinne. Lag darin eine Gefahr? Konnte diese Spannung seine geistige Kraft bis über die Grenzen hinaus erschöpfen, so wie eine aufputschende Droge den Körper über die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit treibt, bis zu einem Zusammenbruch, der ganz plötzlich erfolgt?

Mit einem tiefen Atemzug stieg Zamorra aus, schloß den Wagen ab und machte sich an den Aufstieg zu der Burgruine auf der Bergkuppe.

Es war sinnlos, zu grübeln.

Er hatte keine Wahl. Er dürfte nicht zögern, denn er wußte nicht, welche Gefahren Alban de Bayard in der Zwischenzeit drohten. Er war vertrieben von seiner Zufluchtsstätte, das Schwert des Feuers diente ihm nicht mehr – er war schutzlos dem Bösen ausgeliefert.

Die Dämonen, die seine ewige Ruhe bewachen sollten, hatten sich gegen ihn gewandt. Zamorra erinnerte sich: Als er zum ersten Mal auf die Burg der Adler kam, ein Fremder, der in die Gruft unter der Kapelle eindrang, da waren ihm diese Dämonen begegnet. Feuerwesen. Gefährliche Bestien ähnlich denen, die Leonardo einstmals hinter die Tür mit dem Wappen der Montagnes verbannt hatte. Aber damals waren die Höllenwesen Diener gewesen, dazu verurteilt, Albans Befehlen zu gehorchen – und heute hatten sie sich zu Herren aufgeschwungen und würden alles tun, um nicht wieder in den alten Zustand zu verfallen.

Zamorra blieb stehen, blickte sich um.

Mondlicht lag über der flachen Hügelkuppe. Noch nie, fiel ihm auf, hatte er die Ruine anders gesehen als in diesem unwirklichen, silbernen Licht, das alles zu gespenstischer Ungewißheit verwischte.

Wucherndes Unkraut und Buschwerk bewegte sich im leichten Wind, die wenigen höheren Sträucher wirkten wie eine schweigende Versammlung versteinerter, buckliger Gnome. Mauerreste türmten sich und bildeten Inseln totaler Schwärze, in denen die Drohung unbekannter Gefahren zu lauern schien. Nur die Umrisse der Kapelle hoben sich klar und weiß ab, fahl schimmerten die Mauern durch das Zwielicht – und selbst dieser vertraute Anblick erschien Zamorra jetzt unheimlich und wie verwandelt.

Lauerten die Dämonen in der Gruft?

Er wußte es nicht. Aber er wußte, daß die Gruft der Ort war, an dem er Alban de Bayard aus der Dimension der Finsternis zurückbeschwören konnte und an dem die Entscheidung fallen würde. Das Amulett an seiner Brust schien zu leben, vibrierte leise. War der Einfluß des Bösen schon gegenwärtig, schon näher, als er ahnte?

Ruhig nahm er den Talisman ab, schlang sich die Kette um das Handgelenk und folgte dem halbüberwucherten Trampelpfad, der ihm inzwischen so vertraut war, daß er ihn auch bei völliger Finsternis gefunden hätte.

Bei völliger Finsternis…

Als habe der Gedanke wie ein auslösendes Moment gewirkt, schob sich genau in dieser Sekunde eine Wolke vor die Mondsichel. Schatten geisterten über Büsche und Mauerreste. Zamorra hob den Kopf, sah zum Himmel auf – und für einen Moment hatte er das Gefühl, als kralle sich etwas von innen her in seine Magenwände.

Was den Mond verdunkelte, war keine Wolke – das war eine Gestalt.

Ausgebreitete Arme, Flughäute wie Fledermausschwingen.

Zwei karmesinrot glühende Augen, ein gehörnter Schädel und…

Zamorra verkrampfte sich.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde durchzuckte ihn der Name jenes Wesens, wußte er, was er sah – dann entriß jäh aufflackernder Feuerschein sein Bewußtsein dem lähmenden Schrecken. Er fuhr herum, starrte zu der Kapelle hinüber. Die Mauern, eben noch milchig weiß, brannten in rotem Dunst. Flammenbündel züngelten, leckten über die Steine, hüpften und sprangen wie Irrlichter zwischen Sträuchern und Gras. Die Büsche brannten, die Mauerreste, Unkraut und Gras… Aber sie brannten ohne Rauch, ohne Knistern, ohne Hitze in einem kalten blauen Feuer, und Zamorra wußte, daß es der Brand der Hölle war, den die Armee der Finsternis aufgeboten hatte, um ihn zu vertreiben.

Immer höher loderte es empor.

Flammen formten sich zu Gestalten, schienen zu tanzen, sich an den Händen zu fassen, wurden zu drohenden, wabernden Wänden.

Ein glühender Feuerring schloß sich um die Kapelle und verbarg die weißen Mauern, erhellte die Nacht. Die Bergkuppe stand in Flammen, das Feuer tobte, zuckte, schlug mit glühenden Zungen, als wolle es einen Weltbrand entfachen – und für einen Moment fühlte sich Zamorra angesichts dieser Raserei so hilflos wie ein Blatt in reißender Strömung.

Was sollte er tun?

Konnte er überhaupt etwas tun gegen diesen alles verschlingenden Feuersturm?

Oder irrte er sich?

Trogen ihn seine Sinne? Gaukelte die Hölle selbst seinen Augen eine Vision des Schreckens vor – und war alles nur eine Frage der Entschlossenheit, eine geistige Kraftprobe?

Zamorras Hand umklammerte das Amulett.

Ruhig blieb er stehen, wartete, beobachtete, öffnete seine Gedanken, um die Natur des furchtbaren Phänomens zu ergründen. Uralte

Überlieferungen fielen ihm ein, Sagen und Legenden. Da war der geheimnisvolle Kristallberg im Meer, den die Seeleute in alten Zeiten gefürchtet hatten, weil es hieß, das Wasser beginne zu brennen, wenn jemand seine Hand nach den verborgenen Schätzen ausstreckte. Da war die Waberlohe, die den Schlaf jener nordischen Halbgöttin schützte – weit weg im Ultima Thule der Alten. Überall war die Magie des Feuers ins Muster mythischer Vorstellungen eingewebt, überall schirmten Flammenringe die verschiedensten Schätze – und immer wieder wußten die Erzähler von Menschen zu berichten, die ungefährdet den Brand durchschritten. Und hier? Würde das Amulett stärker sein als die Dämonen, die die Feuersbrunst entfacht hatten, oder…

Zamorra straffte sich.

Es gab keine Antwort auf die Frage, er wußte es. Und plötzlich wußte er auch, daß es sinnlos war, sich der Flammenwand vorsichtig zu nähern, sie gleichsam zu prüfen und zu versuchen, sich Gewißheit zu verschaffen. Es gab keine Gewißheit! Es gab nur die Wahl, entweder zu weichen oder alles auf eine Karte zu setzen – und im Grunde hatte er die Entscheidung bereits getroffen.

Es war, als bewege er sich im Innern eines riesigen lichtdurchfluteten Kristalls.

Nicht mehr Luft umgab ihn, sondern ein fremder, geheimnisvoller Stoff, der nicht von dieser Welt war. Stöhnen klang auf, die Flammengestalten schienen sich in Schmerzen zu winden. Sie schlugen nach ihm, schossen wie Pfeile auf ihn zu – und vermochten ihn nicht zu verletzen. Er spürte Kälte auf der Haut, ein Prickeln wie von feinen Nadelstichen. Das Amulett schwang in seiner Rechten, funkelte, sandte Strahlen aus, die gleich unsichtbaren Schwertstreichen die Flammenwand zerteilten. Stimmen kreischten, fauchten und heulten. Immer wilder tobte der Feuersturm, immer heller, blendender, schmerzender wurde das eisblaue Licht – und dann schien es plötzlich gemildert und durchdrungen zu werden von dem sanften, milchigen Glanz, der von den weißen Mauern der Kapelle ausging.

Das Geheul der Dämonen verstummte mit einem wehen, ersterbenden Seufzer.

Rings um die Kapelle war eine Oase der Ruhe – wie eine Insel, die dem Schiffbrüchigen im Toben der Elemente Rettung verheißt. Zamorra taumelte, wandte sich um, ließ sich mit dem Rücken gegen die uralte Mauer sinken. Für einen Moment spürte er die Erschöpfung mit jeder Faser, schloß die Augen vor dem unverändert drohenden Bild der entfesselten Waberlohe – und es war, als mache erst diese Sekunde der Erschöpfung, dieses jähe Zusammenbrechen der Spannung dem intuitiven Wissen tief in ihm den Weg frei.

Er hatte die Flammen durchschritten.

Er war der Feuerdämonen Herr geworden – Herr geworden im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Er wußte, daß er gesiegt hatte, wußte, daß in diesem Sieg über die Dämonen des Feuers und den Dämon Angst auch die Erlösung Alban de Bayards beschlossen lag – und jetzt brauchte er die Mächte des Bösen nur noch zu vertreiben.

Mit einem Ruck stieß er sich von der Wand ab.

Das Amulett hielt er in der erhobenen Rechten. Laut und beschwörend hallte seine Stimme, und die Worte, die er sprach, kamen aus den dunklen Tiefen eines Wissens, dessen Natur er sich selbst nicht zu erklären vermochte.

»Zurück in euer Reich!« rief er. »Zurück zu eurem Herrn! Ich habe euch besiegt, ihr müßt gehorchen! In Alban de Bayards Gewalt gebe ich euch! Dient ihm, wie ihr ihm vorher gedient habt! Ich befehle es!«

Die Flammen schienen sich zu ducken unter seinen Worten.

Ächzend, mit fast menschlichem Wimmern sanken sie in sich zusammen. Das eisige blaue Licht erlosch, löste sich auf, wurde wieder eins mit dem fahlen Mondschein – und in Minutenschnelle lagen die Ruinen der Adlerburg still und schwarz unter dem Sternenhimmel, als sei nichts geschehen.

Zamorra atmete tief durch.

Zwei, drei Sekunden lang blieb er einfach stehen, rührte sich nicht.

Das Amulett in seiner Hand strahlte Wärme ab, eine sanfte, lebendige Wärme. Nichts mehr war zu spüren von der dämonischen Drohung, nichts mehr von Gefahr, und Zamorras sensibler Geist nahm wie mit feinen Antennen die Atmosphäre des Friedens auf, die jetzt wieder den Ort beherrschte gleich einem unsichtbaren Abglanz aus der Dimension des Lichts.

Der Professor wandte sich um, betrat mit ruhigen Schritten die Kapelle.

Die Falltür am Boden kannte er bereits. Mit Hilfe des eisernen Rings zog er die schwere Klappe hoch, und über die steilen Steinstufen stieg er in Albans Gruft hinunter.

Nichts hatte sich verändert, seit er zum ersten Mal hiergewesen war.

Oder doch – der Deckel des steinernen Sarges lag nicht an seinem Platz, lehnte aufrecht am Sockel. Licht glomm, ein ganz schwacher goldener Widerschein – und als Zamorra an den Sarg herantrat, erkannte er die Waffe mit der breiten zweischneidigen Klinge und den winzigen Edelsteinsplittern, die sich auf dem Griff zu magischen Zeichen und Symbolen fügten.

Das Schwert des Feuers!

Albans Schwert, das ihm nicht mehr diente, weil er es ihm, Zamorra, länger überlassen hatte, als er durfte…

Aber Alban hatte auch gesagt, daß die Waffe ihm wieder gehorchen werde, wenn eine stärkere Macht sie ihm von neuem zu eigen gebe. Daß es möglich sei, die Burg der Adler dem Bösen wieder zu entreißen. Die besiegten Dämonen hatten sich gegen ihren Herrn gewandt, hatten den Bann durchbrochen. Doch sie waren von neuem besiegt worden, die Hölle selbst hatte ihnen nicht beistehen können gegen die Macht des Amuletts in der Hand eines Mannes, der entschlossen war, alles zu wagen – und Zamorra spürte mit jeder Faser, daß der Weg nun frei war.

Er griff nach dem Schwert, trat langsam einen Schritt zurück.

»Alban de Bayard!« rief er. »Alban de Bayard – kehre zurück auf die Burg der Adler, die dein Reich ist! Nichts und niemand wird dir den Eintritt wehren…«

Dumpf klang das Echo.

Ein singender Ton zitterte durch die Luft – ewiges Klingen, das aus einer anderen Dimension herüberwehte. Silberne Funken tanzten in der Luft, verdichteten sich zum Schleier – und vor Zamorras Augen materialisierte sich die Gestalt, die ihm bereits vertraut wie die eines guten Freundes war.

Alban lächelte.

Jenes ernste Lächeln, dem uraltes Wissen um die tiefsten Geheimnisse den Ausdruck von Schmerz und Klarheit gaben.

»Du hast gesiegt«, sagte er leise.

»Ich habe gesiegt kraft des silbernen Amuletts. Und kraft des Amuletts gebe ich dir das Schwert zurück, das dir gehört. Du hast es verloren, weil du es aus der Hand gabst, aber du verlorest nicht das Anrecht darauf, da du nie seine Bestimmung verrietest. In meine Hand legtest du es, aus meiner Hand nimm es zurück! Dein ist es, und dein wird es bleiben…«

Ruhig faßte er die Waffe an der Klinge. Albans Rechte schloß sich um den Griff. Lautlos glitt es in die Scheide, und der Geist des toten Kreuzfahrers hob grüßend die Hand.

»Ich danke dir, Meister des Übersinnlichen«, sagte er. »Wenn du je wieder meine Hilfe brauchen solltest, wirst du nicht vergeblich kommen. Nimm meine guten Wünsche mit zurück in deine Welt! Vielleicht sehen wir uns wieder.«

Seine Gestalt verblaßte.

Nur noch ein durchscheinendes Bild hing über dem steinernen Sarg, und bleich und unheimlich erschienen hinter dem leuchtenden Schleier die Knochen des uralten Gerippes. Sekundenlang schien geheimnisvoller Lichtschein die Gebeine zu umschweben, dann erlosch auch der letzte Schimmer. Lautlos sank das Skelett zurück in seinen Sarg, wie von Geisterhand bewegt, schwebte der Sargdeckel durch die Luft – und mit einem dumpfen, endgültigen Laut schloß er

sich über dem Toten.

Ein paar Minuten später hatte Zamorra die Gruft verlassen und suchte sich seinen Weg durch die Ruinen.

Das Amulett hing wieder um seinen Hals.

Geweihtes Silber…

Er spürte die Wärme. Über einen Abgrund von Zeit und Raum hinweg glaubte er den Blick von zwei meergrauen Augen zu sehen, das flatternde Haar des alten Zauberers. Und während er langsam über den bewaldeten Hang zurück zu seinem Wagen ging, schienen die Ereignisse der letzten Tage in ihm nachzuklingen wie die Erinnerung an einen halb versunkenen Traum, in dem sich Schönheit und Schrecken, Gut und Böse, Licht und Finsternis zu einem unentwirrbaren, geheimnisvollen Gespinst verwoben…

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 50 »Der Stein des Satans«

[2]Siehe Professor Zamorra Nr. 50 »Der Stein des Satans«